Nach dreißig Jahren!

Aus den Papieren eines jungen Amerikaners.

Ein Familien-Roman

von

Oswald Stein,
Verfasser von: „Antoinette von Steinwart.“

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Landständische Bibliothek.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1859.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Nach dreißig Jahren!

Erster Band. Erste Abtheilung.

Es gibt kein Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.
Schiller.

Du gehst dahin, als hättest du mich nie gekannt,
Blick'st kalt um dich, schlägst nicht die Augen nieder;
Ein fremdes Ringlein pranget stolz an deiner Hand,
Und eines Andern Bild verjüngt dich wieder;
Doch den, der dich so treu geliebt,
Den hast du längstens schon vergessen,
Ob's herbes Weh auch seinem Herzen gibt:
Dir ist es einerlei gewesen.

Pocht nicht dein treulos Herz in ängstlich bangem Schlag,
Wenn du so fremd an mir vorüber eilest?
Trübt dein Gewissen dir nicht manchen frohen Tag,
Wenn du entzückt an seiner Seite weilest? —
Du denkst nicht mehr an den zurück,
Der einstmals dich sein Liebstes nannte,
Dem du mit kaltem Sinn zerstört sein Glück,
Als du gelös't der Liebe Bande.

Karl Wörle.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Erstes Kapitel.

Vielfach ist der Menschen Weben,
Ihre Unruh', ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß.
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn.
Ist ein guter leichter Sinn.

Goethe.

Es war im Spätherbste des Jahres 185— als sich, durch mancherlei Verhältnisse veranlaßt, mein Aufenthalt in dem freundlichen Badeorte Cannstadt am Neckar um einige Wochen hinauszog, worüber ich in der That nicht unzufrieden war. Der Sommer war naß und unfreundlich gewesen, und hatte auf die ersten Herbsttage sein unbehagliches Aussehen übertragen. Dagegen war der October und November fast ein Sonnenschein, mild und wenig herbstlich kalt. Während den Nächten fiel ein frischer Thau, den die warmen Sonnenstrahlen schon am Frühmorgen weg-

küßten, die Abende waren erquickend gelind und die Nächte kühl, selten kalt und unfreundlich. Es war ein rechter Genuß, das Ende der Saison zu genießen, und allen Courgästen theilte sich ein äußerst angenehmes Behagen, eine augenfällige Freude und Heiterkeit mit. Eigentlich Leidende hatten meistens schon Cannstadt verlassen, und die nur geringe Zahl derselben, welche noch verweilten, hatten sich so erholt, daß sie in die allgemeine Munterkeit einstimmten. Man benutzte das schöne Wetter zu größeren Spaziergängen, zu ausgedehnten Fußtouren, zu kleinen Reisen. Die Umgegend von Cannstadt, so freundlich und einladend, so lieblich und zum Herzen sprechend, bietet viel Anziehendes, Interessantes und Denkwürdiges und hat jederzeit den Fremden entzückt und gefesselt. Ich vergesse in meinem Leben nicht den ersten Eindruck, welchen das liebliche, friedliche Städtchen auf mich machte, als ich, mit der Eisenbahn von Stuttgart kommend, aus dem Tunnel fuhr und das schöne Neckarthal mit seinen Bergen, Waldungen, und Weinpflanzungen, mit seinen Dörfern und Landhäusern, seinen Burgen und Schlössern vor mir aufgehen sah. Es war ein herrlicher Anblick, so überraschend, so tief erschütternd und wieder heiter, daß er mir stets unvergeßlich bleiben wird.

Ich bewohnte in jenem Herbste eine kleine Wohnung in einem geräumigen Gartenhaus vor der Stadt, nächst dem Neckar. Mit mir wohnten noch zwei andere Curgäste im zweiten Stock, der Hauptmann von Rohdach, ein Sechsziger mit silberweißem Haare, auffallend schwarzem Schnurbart und liebenswürdigem Aeußeren, und ein Doctor, der, wie man mich belehrte, Bücher schreibe, aber keiner Seele gut sei, immer allein gehe, auf seinem Zimmer speise und kein Wort rede. „Er ist ein eigener Kautz," sagte mir damals die Wirthin, „seit sechs Jahren schon kommt er regelmäßig am ersten October hier an, bezieht seine beiden Zimmer oben, spricht außer den gewöhnlichen Grüßen keine Sylbe und fällt keinem Menschen zur Last. Er raucht nicht, er schnupft nicht, er spielt nicht, ist kein Trinker und hält mit aller Welt Frieden. Seit unserer Bekanntschaft haben wir noch keine fünfzig Worte gewechselt. Ja doch, einmal," unterbrach sie sich rasch, „bei seinem letzten Hierherkommen, rief er mich bei Seite, und war sehr ungehalten, daß der Herr Hauptmann von Rohdach ein Logis bei uns genommen habe. — Und wirklich scheinen sich die beiden Herren nicht recht vertragen zu wollen," erzählte meine Wirthin mit einem schelmischen Lächeln weiter. „Der Herr Doctor schon besser, wie der Herr Haupt-

mann, der ihn einigemal mit seinem Gerede recht sehr belästigt hat. — Doch was geht's mich an; ich glaube, es sind alte Bekannte, und da werden sie sich nichts übel nehmen, und Sie Herr Fritz werden schon Ruhe halten."

Ich war in der That sehr gespannt, meine beiden Nachbarn kennen zu lernen. Der kurze Bericht der Wirthin machte sie mir nur interessanter und die Bekanntschaft eines Literaten hatte von jeher etwas besonders Anziehendes für mich. Ich konnte daher kaum die Gelegenheit erwarten, die mir den Doctor, wie auch den Hauptmann näher führen sollte. Mit dem letzteren ging das leicht, er war ein freundlicher, zuvorkommender, gesprächiger und leicht zugänglicher Mann, ohne Stolz und Vorurtheil, voll biederen Sinnes und herrlicher Grundsätze, Ansichten und Lebenserfahrungen; dabei war er aber ein Spaßvogel, der seinesgleichen suchte, und wen er einmal aufs Korn genommen hatte, der mußte auch herhalten, ob er wollte oder nicht.

Ich mochte wohl schon acht Tage in der freundlichen Gartenwohnung, mit der reizenden Aussicht nach dem Neckar, dem Thalgrunde und den Bergen, ein- und ausgegangen sein, ohne mit meinen beiden Wirthsgenossen in irgend eine nähere Berührung zu kommen, als ich, eines Abends spät von Stuttgart zu-

rückkehrend, den Hauptmann von Rohdach noch im Garten traf.

Es war eine wunderliebliche Mondnacht. Der Himmel rein und wolkenlos, und das klare Silberlicht des Mondes hatte die Sterne gebleicht und einen unbeschreiblichen Zauber auf die schlummernde Natur gebreitet. Ein leiser Wind trieb die gelben Blätter wirbelnd von den Bäumen, die dann mit ihrem geheimnißvollen Rauschen die nächtliche Stille der nächsten Umgebung unterbrachen. Denn aus der Ferne hörte man den raschen Fall des Neckars, und sein immerwährendes Tosen, Rauschen und Lärmen klang gar seltsam bewegend zu der einsamen Gartenwohnung herüber. Die Nacht war nicht sehr kühl; der erquickende Wohlgeruch einiger Herbstblumen erfüllte die Luft und lud ein, diesen noch seltenen Genuß nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen.

Im Haus schien schon Alles ins Bett gegangen zu sein, bis auf den Literaten, dessen beide Fenster noch erleuchtet waren. Ein schwacher Schatten bewegte sich zuweilen an denselben hin und her und unterstützte die Vermuthung, daß unser Sonderling mit der Abfassung irgend einer dichterischen Arbeit beschäftigt sei. Seitwärts in der Laube brannte eine Lampe, deren mattes Licht das volle Gesicht des

Hauptmanns beschien. Dieser saß auch heute wieder, wie an jedem schönen Abende, in der zierlichen Rebenlaube, rauchte seine Pfeife Tabak und las wie immer irgend ein gutes Buch, das sich durch seinen großen und deutlichen Druck empfahl, denn seine Augen hatte das Alter etwas geschwächt.

Es war schon spät, doch hielt ich den Zeitpunkt für geeignet, mit meinem militairischen Hausgenossen eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich näherte mich daher leise der Laube, um mich zu überzeugen, ob er allein sei, denn es schien mir fast, bei meinem Eintritt in den Garten, seine Stimme gehört zu haben. Er saß auf einem Lehnsessel und hatte auf dem rauhen Holztisch seinen rechten Arm gestützt, die Hand als Augenschirm gebrauchend. Vor ihm lag ein Buch in elegantem Einbande. Er schien weniger darin zu lesen, als durch dasselbe angeregt, in ernste, schwere Gedanken versunken zu sein, — als wären Erinnerungen aus früher, früher Zeit in seiner Seele erwacht, als wäre die Gegenwart auf einmal in den Erlebnissen der Vergangenheit verschwunden.

„Vor dreißig Jahren!“ sagte er traurig und bewegt vor sich hin. „Du hast recht pseudonymer Autor, — armer Schautreu, das war eine schöne, unvergeßliche Zeit! Sie ist dahin gerollt um nie,

nie wieder zu kehren! — Aber sie hatte es doch gut mit Dir gemeint, diese harte, schwere Zeit der Prüfung, unter Sorgen, Kummer und Schmerzen, mit ihrem Liebesgram, ihrem Scheiden, ihrem Entsagen. Armer Freund! — — Doch Du hast mich verkannt, Du hast mich unrechtmäßiger Weise als Urheber Deiner vielen Leiden angeklagt, — und wie sehr bist Du im Irrthum, Dein Glück wollte ich stets, lieber Wilhelm, und meine Absichten waren immer gut; doch Du hast es nie begreifen können und kannst es jetzt noch nicht: nach dreißig Jahren! —"

Er hielt inne; der Alte war tief bewegt. Eine Thräne zitterte in seinen Augen. Der sonst so heitere Mann, dessen vortreffliches Herz sich oft unter seiner militairischen Härte verbarg, war auf einmal so ernst, so tief bewegt und erschüttert, daß es mich ganz kalt überlief, als ich sein Selbstgespräch mit anhörte. Er schlug dann das Buch rasch zu. Nach einer kleinen Pause erhob er sich, und in demselben Augenblick trat ich gegen die Laube.

„Grüß Gott, Herr Hauptmann!" rief ich ihm traulich entgegen. „Die herrliche, mondhelle Herbstnacht hat Sie gewiß auch die Zeit vergessen lassen, in welcher wir jetzt leben. Es wird im nächsten Augenblick elf Uhr schlagen."

Eine seltsame Pause folgte, ehe mir der Angeredete antwortete. Er sah mich lange an, als fände er in meinen Gesichtszügen die Aehnlichkeit mit irgend einer ihm näher stehenden Persönlichkeit. Ich stand vor der Laube, er in derselben. Der Mond beschien mit seinem reinen Lichte mein Angesicht und hatte ihm, wie mich der Hauptmann später versicherte, eine bleiche, geisterhafte Färbung gegeben. Ich merkte aus seinem Wesen, aus seinem überraschten Aussehen, daß er mit sich kämpfte. Dieses war mir damals Alles nicht klar, so sehr es mir auffiel, so sehr es mich damals anregte und nachdenkend machte. Jetzt finde ich das Alles erklärlich; — seine Ueberraschung als er mich erblickte, seine Zerstreuung, sein Ernst, seine Theilnahme. Wie konnte ich aber auch in jener lieblichen Herbstnacht vermuthen, daß der wackere Greis in irgend einem näheren verwandtschaftlichen Verhältnisse mit mir stehe. Ich der einsame Farmer am Ohio in Amerika, er der vielgeprüfte und tüchtige Officier eines deutschen Bundesstaats; — ich der freisinnige, freiheitsschwärmende Republikaner; — er der hoffähige, ahnenstolze Aristokrat. Lag nicht auch zwischen unserer Weltanschauung, zwischen unseren Ansichten und unserer Lebensweise ein weites Weltmeer? — Trennte uns nicht auch hierin eine nie auszufüllende Kluft? —

Und doch sollte der wackere Alte mir noch ein theurer, treuer Freund, ein liebenswürdiger Beschützer werden; hatte ich auch wenig Theil mehr an den vielfach verschlungenen Beziehungen, welche mich ihm so nah stellten, welche mich jetzt zu seinem Universalerben gemacht haben. Dies Alles aber verdanke ich jenen folgenschweren Begebenheiten „vor dreißig Jahren," die sich dem geneigten Leser im Laufe meiner Erzählung klar darstellen werden.

„Ach, Sie sind es, Herr Fritz," hub er endlich an, und seine Worte begleitete ein freundliches Lächeln, als wenn er sein seltsames Benehmen nicht recht am Platze fände. „Sie kommen spät. — Eine liebliche, herrliche Herbstnacht! — Eine heilige Stille herrscht überall, als lade das fromme Mondlicht die ganze Schöpfung zur stillen Andacht ein und das Rauschen und Tosen des Neckars drüben spiele die tiefsinnige, gewaltige Melodie dazu. Auf mich machen solche Momente einen nicht zu überwindenden Eindruck, und ich werde von der Gewalt mächtiger, erhabener und seliger Gedanken in das Reich der Vergangenheit getragen, wie wenn ich alter Kautz alle Lust an der Gegenwar tund alle Hoffnung für die Zukunft verloren hätte."

Er reichte mir liebreich die Hand und lud mich

ein an seiner Seite in der Laube Platz zu nehmen. Ich folgte gern seiner Einladung; denn der alte Hauptmann sah so herzgewinnend und freundlich aus, seine Sprache klang so wahr, ehrlich und bieder, so weich und doch auch so männlich, daß dadurch eine mir unerklärliche Stimmung von Ehrfurcht, Liebe und Theilnahme in meiner Seele geweckt wurde; und den Eindruck werde ich niemals vergessen können, welchen der ehrwürdige Greis an jenem Abende auf mich machte.

„Sie sind wenig zu Haus, mein lieber Herr," sagte er, nachdem wir uns gesetzt hatten. „Sie scheinen unserem Hausgenossen, dem schweigsamen Literaten, in Vielem nachzuahmen. Sie ziehen sich zurück, sind ihre meiste Zeit in Stuttgart, und sieht man Sie zufällig einmal in den Anlagen oder dem Curhaus, so sind Sie immer in Gesellschaft liebenswürdiger Damen, und dann sind Sie für einen theilnehmenden Alten nicht recht bei der Hand. Das wäre Alles schon zu verzeihen, wenn Sie von Ihren Morgenstunden keinen so unchristlichen Gebrauch machten, und bis zur Mittagszeit in Ihren vier Wänden blieben und über Gott weiß was nachgrübelten; — denn wenn man einen Badeort wie Cannstadt, in so freundlicher, lieblicher, herrlicher Gegend, besucht, soll man

auch des Schöpfers schöne Welt genießen, und alle guten Eindrücke in sich aufnehmen, um sie fürs ganze Leben zu bewahren. Man soll durch sie — und aus ihnen heraus lernen; — Gottes herrliche Gesetze und Wahrheiten herausfinden, und sich an die Natur hingezogen fühlen, um die Menschen recht lieb zu gewinnen, das Große, Schöne und Erhabene stets zu achten, sich selbst aber immer recht verstehen zu lernen. — Sehen Sie, unser Literat dort oben hat auch noch keinen Feierabend," setzte er dann lachend hinzu, indem er nach den erleuchteten Fenstern deutete. „Nur mit dem Unterschied, daß wir schon längst in uns abgeschlossen haben, was er noch sucht. Wir fühlen und empfinden's tief, was Gott in der ganzen Schöpfung Herrliches will, und zu welchem erhabenen Zwecke er uns das Bewußtsein gab; aber Jener will das Alles noch heraus philosophiren, und versäumt dabei das Schönste, die Schöpfung zu genießen. So hat er neulich eine Schrift über das „Sein und Nichtsein" geschrieben, die einem bei Gott den Verstand verdrehen könnte!"

Ein recht herzliches Lachen unterbrach den Fluß seiner Rede. Er hielt inne; er schien auf eine Bemerkung von meiner Seite zu warten.

„Der gute Mann lebt so ganz zurückgezogen, so

menschenscheu und sparsam —" warf ich flüchtig hin, auf seine Bemerkung keine rechte Antwort findend.

„Sie haben recht, mein junger Mann," entgegnete er, indem seine Gesichtszüge auffallend ernster wurden, und seine starken, grauen Augenbrauen sich tief zusammenzogen. „Dies war wohl einmal Alles anders! — Vor etwa dreißig Jahren noch war er einer der muntersten, geselligsten und liebreichsten Menschen unter der lieben Sonne, — spielte, tanzte, ritt, schlug, sang und dichtete, daß es eine Lust war. In allen Gesellschaften spielte er damals eine einnehmende Rolle, und machte auf Jedermann den wohlthuendsten Eindruck. Jetzt aber ist er das auffallendste Gegentheil; — lebt zurückgezogen, immerwährend mit Studien beschäftigt, und vermag keine Katze hinter dem Ofen hervorzulocken! — — Die Jahre haben ihn gealtert, seine sonst blühenden Wangen gebleicht, und die Stirne gerunzelt, sie haben ihn ernst, traurig, nachdenkend und verdrießlich gemacht, kurz sie haben aus dem feurigen, muthigen, lebensfrohen Dichter einen kalten, gleichgültigen und lebensmüden Philister geschaffen, der dabei noch recht unleidlich sein kann."

„Gewaltige Schicksale müssen so nachtheiligen Einfluß auf ihn gehabt haben," sagte ich weiter, und

der zurückgezogene Musenjünger gewann mein volles Interesse.

„Gewaltige Schicksale,“ wiederholte mein Alter nachdenkend, indem ein vielsagendes, aber bezweifelndes Lächeln um seine Lippen spielte, „gewaltige Schicksale! — Hahaha. — Was nennen Sie gewaltige Schicksale? — Wir haben Alle wohl in unserem Leben einmal Tage, in denen das Schicksal mit rücksichtsloser Härte, — sei's zu unserem Glücke — sei's zu unsrem Unglücke, — uns wider Willen leitet, und für unser ganzes Dasein entscheidend wird. Solche Erlebnisse sind für uns, selten jedoch für Andere, groß, gewaltig und nachwirkend. So erscheint Anderen oft kleinlich, unbedeutend und gering, was auf unser Leben von großem Einfluß, von großer Bedeutung und gewaltiger Wirkung sein konnte. Wollte ich Sie, mein lieber Freund, unbefugter Weise mit den Erlebnissen des Herrn Schautreu bekannt machen, Sie würden zugestehen, daß geringe Ereignisse hinreichend sind, über das ganze Lebensglück eines Menschen zu entscheiden, — und das Leben wird Sie noch lehren, daß alsdann hauptsächlich Liebe und Ehrgeiz die zwei mächtigsten Triebfedern sind.“

„Ihre freundlichen Mittheilungen machen mir den Mann immer interessanter,“ sagte ich, „ich möchte

noch mehr von ihm hören, ich möchte sein ganzes Leben kennen, ich möchte mit ihm selbst persönlich bekannt werden. Sein ganzes Wesen, seine ernste nachdenkende Haltung, seine Gesichtszüge, seine lebhaften Augen, dies Alles hat auf mich, als ich ihm zum erstenmal begegnete, einen ganz besonderen Eindruck gemacht. Mir schien es sogar, ihn schon irgend wo einmal gesehen zu haben. — Ich sinne hin und her, aber unsere erste Begegnung, wenn eine solche wirklich stattgefunden, bleibt mir ein seltsames Räthsel." —

„Solche Empfindungen werden oft durch wunderbares Zusammenfügen uns verwandter Verhältnisse und Thatsachen erweckt," meinte der Hauptmann. „Die Geheimnisse unseres Innenlebens machen uns oftmals ein zuvor nicht erlebtes Ereigniß zu etwas schon einmal Erlebten; — wir glauben Dies oder Das schon einmal gesehen, erlebt oder geträumt zu haben, dieser oder jener Persönlichkeit schon einmal begegnet zu sein, aber Alles bleibt uns in einer merkwürdigen, geheimnißvollen Unklarheit. — Und ebenso wird es auch Ihnen ergangen sein bei Ihrer Begegnung mit Schautreu, den Sie wohl nie zuvor gesehen haben."

„Das glaube ich selbst, und doch kann ich seine

mir schon bekannten Gesichtszüge nicht vergessen," meinte ich, „ich bin erst seit wenig Wochen in Deutschland, hauptsächlich in der Absicht, einige Verwandte meiner früh verstorbenen Eltern aufzusuchen, und habe nie zuvor Europa betreten, bin nie von Amerika's freiem Boden gekommen."

„Freundchen, keine Politik!" rief mir der Alte lächelnd zu, und hob drohend den Finger in die Höhe. „Wir sind in Deutschland, vergessen Sie nicht, daß Sie bei einem treuen königlichen Diener sind, der schon manchen Beweis für seine Liebe zu Fürst und Vaterland abgelegt hat. — Das vergessen Sie nicht! —"

Ich mußte lachen; denn der Alte gerieth in der That in einiges Feuer, und ich fand daher für gut einige Worte zu meiner Rechtfertigung und seiner Beruhigung zu sagen. — Es schien ihm meine Geistesgegenwart zu gefallen, und er sagte, indem er meine Hand herzlich drückte:

„Wir müssen näher bekannt werden! Sie gefallen mir, und so lange Sie noch hier bleiben, sollen Sie meiner Wenigkeit auch einige freie Stunden widmen. Nicht wahr, Sie thun das? —"

„Von Herzen gerne, Herr Hauptmann," erwiederte ich.

„Jetzt wollen wir übrigens ins Haus gehen,"

sagte er dann, nach der Lampe greifend. Ich kam ihm zuvor, — ergriff dieselbe und schickte mich zum Aufbruch an. „Es ist schon spät, — ich bin recht zufrieden, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. — Geben Sie mir Ihren Arm, Freundchen. — So. — Nun voran. — Wie lieblich und schön ist die klare Mondnacht; wie geheimnißvoll das Rauschen des Neckars; wie lockend und freundlich das Glänzen der Sterne; wie versöhnend und friedeverkündend das reine Licht des Mondes! — O, eine herrliche, herrliche Nacht!" —

Wir waren ans Haus gekommen.

„Nun gute Nacht, schlafen Sie wohl, — morgen sehen wir uns wieder. — Oberhalb des Curhauses, auf der Höhe werden Sie morgen Vormittag unsern Literaten treffen können, vielleicht ist er gegen Sie weniger zurückhaltend. — Ah, ich ließ ein Buch in der Laube," unterbrach er sich rasch, „das darf ich nicht liegen lassen."

„O bitte, bitte, ich werde es Ihnen holen," erwiderte ich, indem ich die Lampe auf die Treppe setzte und nach der Laube eilen wollte.

„Gut, ich nehme Ihren freundlichen Dienst an," sagte er, indem er meine Hand ergriff. „Nehmen Sie das Buch zu sich, lesen Sie darin, Sie werden

eine recht angenehme Unterhaltung finden. Es ist das neueste Werk unseres Schautreu; — sein Inhalt ist ein Bild seines eignen Lebens. — Nun gute Nacht, Herr Fritz; morgen Vormittag auf der Höhe; — und morgen Abend in der Laube die Fortsetzung unseres heutigen Gesprächs!"

Mit den letzten Worten war er ins Haus verschwunden. — Ich eilte nach der Laube und nahm das Buch zu mir — schlug es auf, und laß im klaren Mondschein den Titel:

„Vor dreißig Jahren."

Noch lange las ich in dem Buche, dessen äußere Ausstattung schon sehr empfehlend war, dessen Druck sich durch Reinheit und Größe der Buchstaben auszeichnete und dessen Inhalt mich fast um eine Nacht gebracht hätte.

Zweites Kapitel.

> O wer beschreibt den Augenblick,
> Wenn sich der stillen Liebe Glück
> So zaubervoll, so wonnig, fest
> In jungen Herzen niederläßt? —
> Das ist ein Sehnen ohne Ziel,
> Ein süßes, seliges Gefühl,
> Ein Wonneschauern, wunderbar,
> So ängstlich bang und doch so klar;
> Ein Hoffen ist's in sel'ger Lust,
> Und der Gefühle voll die Brust.
>
> Karl. Wörle.

Wenn gleich erst spät zur Ruhe gekommen, riefen mich doch schon frühzeitig die goldnen Strahlen der wiedererwachten Sonne aus meinem kurzen, aber erquickenden Schlaf, indem sie in ihrem rosigen Morgenkleide einen herrlichen Herbsttag verhießen und mit herzgewinnendem Zauber hinaus in Gottes freie Natur lockten. Es war ein wunderlieblicher, frischer, lebendiger Herbstmorgen. Das klare, azurblaue Him=

melsgewölbe breitete sich in erhabener Pracht über die herbstlich geschmückte Erde aus; das matte und absterbende Grün, nochmals durch einen nächtlichen Thau etwas erfrischt, die vergelbten Blätter, die verwelkten Blumen, Alles, Alles erglänzte in den unzähligen Tropfen des Thaues, und gaben der Natur einen eigenthümlichen Ausdruck von Milde und Freundlichkeit. Durch die steinigen Feldwege tummelten sich schon die fleißigen Feldarbeiter, hohe Tragkörbe auf dem Rücken; — dort stieg ein Jagdliebhaber von der Höhe herab, und hielt seinen achtsamen Hund fest an sich; hier spielte in den blauen Lüften ein weiß glänzender Drache, welchen Knaben auf einem freien Platze lenkten; — nach dem Kurhaus bewegten sich emsig Kurgäste, hier im eifrigem Gespräch, dort im ruhigem Ernst; und in den freundlichen Straßen des Städtchens zeigten sich überall heitere Geschäftsleute, muntere Arbeiter.

Man wirft — und oft nicht mit Unrecht — dem Amerikaner Kälte und Gefühllosigkeit für derartige Eindrücke vor, wenig Sinn für die Wunderwerke der Natur, wenig Freuden an den Reizen schöner, anmuthiger Landschaften; auf mich aber übte von jeher meine Umgebung einen mächtigen Zauber aus, und gar manche Zeit, gar manches andere Vergnügen habe

ich auf meinen Reisen der Lust, schöne Gegenden zu besehen und deren Eigenthümlichkeit auf mich nachhaltig einwirken zu lassen, geopfert. In dieser Beziehung hat aber bei mir, was ländliche Einfachheit, Schönheit und Freundlichkeit betrifft, das liebe Schwabenland vor allen Ländern einen Vorzug. Mag es wohl auch daher kommen, daß es die Heimath meiner Mutter war, und diese mir in meiner Kindheit gar viel und gar Liebes von derselben erzählte. Wir wohnten damals noch in der Nähe von Philadelphia auf einem armseligen Bauerngut, abgeschlossen von der strebsamen, kunstsinnigen und gebildeten Welt, nur auf uns selbst und unsere nächste Umgebung verwiesen, — da war es meine Mutter allein, die mich unterrichtete, die den Sinn für Religion, Natur und Moral in mir erweckte und belebte, die mir von ihrer Heimath, von ihren früheren Verhältnissen und harten Schicksalen erzählte. Denn mein Vater war früh gestorben, und hinterließ eine arme, verlassene, junge Wittwe mit einem unmündigen Knäbchen. Die gute Frau muß hart gelitten, viel, viel durchgekämpft haben; denn oftmals traf ich sie, wenn sie sich in ihr Kämmerlein zurückgezogen hatte, daß sie auf den Knieen lag und händeringend bitterlich weinte. So war meine Kindheit eine thränenreiche Zeit, — erst meiner Jugend

lachte die goldne Sonne des Lebens, und so Gott will, wird meine Zukunft eine angenehme, eine schöne sein.

Als ich an jenem Morgen in Cannstadt meine Wohnung verließ, um dem Rathe des alten Hauptmanns zu folgen, da stiegen auch in meiner Seele gar wundersame Gedanken auf, und wie der Verfasser der Erzählung: „Vor dreißig Jahren," versetzte auch ich mich in mein vergangenes Leben zurück; — durchwanderte die Kindheit, durchstreifte die Jünglingsjahre — und nun war ich dreißig Jahre alt, — und doch erst recht jung, recht lebensfroh und recht wach geworden. Doch hatte ich auch seither nicht blind in den Tag hinein gelebt, hatte mich in vielen Verhältnissen schon herumgetrieben, gar mancherlei Erlebnisse gehabt, hatte mit vielen Menschen verkehrt und war in zwei Welttheilen herumgekommen, mich immer recht aufmerksam und wißbegierig umschauend. Aber im dreißigsten Lebensjahre ward ich mir erst selbst bewußt, fing ich erst an recht zu leben und wahren Genuß am Leben zu finden. Seit drei Wochen hatte ein Mädchen von kaum zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre jene merkwürdige Umwandlung in mir hervorgerufen, mich buchstäblich zu einem ganz neuen Menschen umgewandelt. Sie hieß Anna und war

die einzige Tochter einer Banquierwittwe, die sich damals zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit sowohl, als auch wegen verschiedener Familienverhältnisse in Stuttgart aufhielt.

Ich hatte sie auf ganz eigenthümliche Weise kennen gelernt, und einzig und allein ihretwegen meine projectirte Abreise um einige Wochen verzögert.

Einer meiner ersten Ausflüge von Stuttgart aus war, bald nach meiner Ankunft, eine Parthie auf den Hohen Asperg. Es war ein heiterer Herbstmittag, die Sonne schien nachholen zu wollen, was sie uns im naßkalten Sommer zu wenig gethan und strahlte in ihrer vollsten Gluth hernieder. Ich war allein; denn in Stuttgart war ich bisher nicht so glücklich gewesen neue Bekannten zu finden, obgleich ich an einige der ersten Familien Empfehlungsbriefe hatte, und so konnte ich Niemand zur Begleitung auf diesen Ausflug finden, obgleich ich dieses sehr gewünscht hätte, denn die Schönheiten einer Landschaft allein zu genießen, fand ich von jeher etwas einsilbig, und weniger genußreich. Doch mußte ich mich diesmal dazu bequemen, wollte ich meinen Reiseplan nicht ändern und die Parthie auf den Hohen Asperg auf unbestimmte Zeit hinausschieben. Dies wollte ich nicht, und so trat ich die Reise an, wenn

auch nicht in der angenehmsten Stimmung wegen meines einsamen Wanderns. — Aber ich ging meinem Glück entgegen, denn ich lernte bei dieser Gelegenheit meine heißgeliebte Anna kennen, und fühlte mich zum erstenmal in meinem Leben in den süßen Fesseln der Liebe.

Auf dem Hohen Asperg angekommen, ließ ich mir alles Sehenswerthe zeigen und erklären. Wir — mein Führer und ich — mochten wohl schon eine gute Stunde herumgewandert sein, als eine Gesellschaft Fremder, vier Damen und zwei Herrn, ankamen, und uns um die Erlaubniß baten, sich uns anschließen zu dürfen. Nachdem einige verbindliche Worte gewechselt waren, stellte man sich gegenseitig vor. Die Gesellschaft bestand aus einem etwas bejahrten Manne, dem Obersten von Spiegel, aus dessen Gattin und Tochter, und der Letzteren Bräutigam, einem Kaufmann aus Zürich. Die beiden andern Damen waren jung und wurden, als sie Herr von Spiegel mir vorstellte, sehr verlegen, und eine tiefe Röthe ergoß sich über ihre Gesichtchen. Die Eine war eine Nichte des Obersten und hieß Bertha, die Andere, eine liebenswürdige Blondine, hieß Anna, und war die Cousine des jungen Kaufmanns.

Jemand, der viel gereist ist, wird die Erfahrung

gemacht haben, daß man sich leicht an Reisende, die ein gleiches Ziel verfolgen oder dieselbe Straße ziehen, anschließt, und sich unter Umständen recht glücklich schätzt, wenn man Gelegenheit gefunden hat, sich über Gegend, Landessitten und Verhältnisse angenehm unterhalten zu können; — man findet sich dann leichter zusammen, vergißt sich aber auch eben so leicht wieder, sobald die Wege auseinanderlaufen, und die Trennung schonungslos zwischen solche Verhältnisse tritt. War man so glücklich, Jemanden zufällig gefunden zu haben, der einen tieferen Eindruck auf uns machte, der sich durch Character, Anschauungsweise, Lebenserfahrung, ja selbst durch eigne Erlebnisse unser Interesse in besonderem Grade erwarb, so bewahren wir ihm wohl ein längeres Andenken, wir rufen uns unser vergangenes Zusammensein recht oft vor die Seele, und widmen ihm auch ein besonders gezeichnetes Gedenkblatt in unserem Lebensbuche, das wir zuweilen aufschlagen, um uns eine längst vergangene Zeit mit ihrem Leide, mit ihrer Freude bis ins Kleinste zu vergegenwärtigen. Aber wie wenigen Menschen können wir solche Aufmerksamkeit schenken! — Wir eilen dahin, wie ein brausender Windstoß, spielen da und dort an, und eilen dann in den meisten Fällen kalt vorüber. Unsere Freundschaft ist eine gegenseitge Freund-

lichkeit und ehe wir's ahnen, trennen uns Weltmeere. So haben Reisebekanntschaften meistens nur einen vorübergehender Zauber, und die sich hieraus entwickelnden Bekanntschaften und Freundschaften nur kurze Zeit Werth. Und doch können dieselben auf das ganze Leben eines Menschen Einfluß haben, — ja sogar einen Menschen ganz umwandeln.

Wie ich mir von jeher auf Reisen zum ersten Grundsatz gemacht hatte, Jedermann mit Artigkeit und Freundlichkeit zu begegnen, so zeigte ich auch der in der Gegend unbekannten Gesellschaft die größte Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit. Ich unterhielt mich Anfangs mit dem alten Obersten, der damals in Ulm stand und vor vielen, vielen Jahren einmal kurze Zeit zu Ludwigsburg in Garnison lag, nachher näherte ich mich mehr und mehr den Damen, die ganz besonderes Interesse an mir zu nehmen schienen, als sie hörten, daß ich ein Nordamerikaner, und zwar ein freiheitsschwärmender Republikaner sei.

Schon in der ersten Stunde unseres Zusammenseins waren wir außergewöhnlich vertraut mit einander. Ich neckte mich mit den Damen, wobei mich der junge Kaufmann recht wacker unterstützte. Nur Anna schien wenig Theil an unserem munteren Zeitvertreib zu nehmen; sie folgte meistens der Gesellschaft

in einiger Entfernung, indem ihre schönen, großen Augen aufmerksam in der Gegend herumschweiften. Zuweilen drückte sich in ihren edlen Gesichtszügen eine stille Freude, eine heimliche Wonne aus, — doch schien mir dies nur vorübergehend zu sein, denn nach solchen augenblicklichen Wallungen senkten sich ihre Augenbrauen tiefer, ihre Augen schauten trüber aber nicht weniger sanft und mild, unter ihrer ernsten Höhlung heraus, und um ihren Mund zog sich gleichsam ein Ausdruck von Schwermuth und Trauer. Ihre Gestalt war von mittlerer Größe, äußerst zierlich gebaut; in ihren Bewegungen lag so viel Anstand, ein so feiner, fesselnder Takt, daß sie schon damit bezaubern konnte. Wenn sie so dastand und ihr Blick sich nachdenkend in die Ferne verlor, wenn sie so sinnend ihr grünseidnes Sonnenschirmchen gegen den rosigen kleinen Mund hielt, alsdann ihre nette, schön geformte Hand frei wurde und sie endlich ihren Körper sanft gegen die Brüstung neigte, das Haupt wie eine Madonna in die Höhe gerichtet, o, wen hätte sie da kalt gelassen! wessen Herz hätte sie da nicht gewonnen! — So sah ich sie, — unbemerkt blinzelte ich zuweilen nach ihr, wenn ich die Brille näher gegen die Augen rückte und durch die Finger schaute. Und der geneigte Leser wird mir gewiß glauben, wenn ich ihn versichere, daß

ich dieses recht oft, und mit zunehmendem Interesse gethan habe. So sehr ich mich aber bemühte, sie meine heimlichen Beobachtungen nicht merken zu lassen, je mehr ich mich bestrebte gleichgültig zu erscheinen, desto mehr verrieth ich mich, und noch ehe sich der Tag neigte, war auch ich für sie ein Gegenstand der aufmerksamsten Beobachtungen. Wenn sich dann zufällig einmal unsere Blicke begegneten, so überflog ein tiefes Roth ihr Antlitz und die sanften Augenlieder senkten sich tief hernieder, mir aber ward es im Herzen dann gewaltig unruhig, mir ward es so warm, so heiß, so eng und doch wieder so selig, fröhlich und lebensfroh im Gemüthe, daß mein ganzes Sein in einem sanften, und doch wieder gewaltigen Wonneschauer erbebte. — So ist der Liebe erstes Erwachen! Mir war's, als wäre sie mir längst schon bekannt, ihr Leben, ihr ganzes Sein, Alles noch ein tiefes Geheimniß für mich, lag so sonnenklar vor mir, wie ein stiller, spiegelheller See, in dem sich mein ganzes Leben widerspiegelte. Ihr Gemüth erschien mir so rein, so fest, so echt weiblich, wie ich schon lange eines suchte, und wie mich nur allein einmal eines glücklich machen könnte, wie aber auch ich nur eines glücklich machen würde, weil es mich verstände, weil es ein Theil meines Denkens, Fühlens, — weil es ein nothwendig ergän-

zender Theil meines Seins wäre. — Und doch hatten wir noch keine Silbe gewechselt! — Mein Blick war in ihrem Bilde verloren, und dieses grub sich so tief, so unendlich tief in meine Seele, daß ich nie in meinem Leben jenen gewaltigen ersten Eindruck vergessen werde, den jenes seltsame Mädchen auf mich machte. — Ich lebte neu auf in der beglückenden Idee, ich könnte ihre Liebe erwerben, ich dürfte mich ihr vielleicht nähern; meine Phantasie berauschte mich mehr und mehr, und immer kühner und kühner wurden meine Wünsche, bis der Entschluß in meiner Seele wie ein lieblicher Frühlingsmorgen tagte: sie oder keine!

Unterdessen war die Sonne ihrem Sinken nahe. Tiefroth beschien sie das Abendgewölke und durchbrach mit ihren letzten Strahlen dasselbe zu einem glühenden Feuermeer. Der Mond war im ersten Viertel, und stand schon ziemlich hoch, und im Thal waren die Schatten der Dämmerung eingezogen, während auf dem Kegel des Berges die Sonne noch ihren letzten Scheidegruß warf, und dichte Nebel aufstiegen, die das Bild der Landschaft immer mehr verwischten. Das nahe Ludwigsburg war fast ganz in Nebel eingehüllt, Marktgröningen bis auf seine alte Kirche fast ganz verschwunden, und von der Ferne war nichts

mehr zu sehen. Wir ahnten von dem nahen Hereinbrechen der Nacht wenig. Die untergehende Sonne bot einen so überaus erhabenen und bezaubernden Anblick, daß wir auf Augenblicke selbst unsere Gespräche, Neckereien und Scherze einstellten, und uns ganz in denselben verloren. Ich stand nahe bei Fräulein Anna. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne fielen in voller Gluth auf ihr liebes Gesicht und gaben ihr einen überirdischen Reiz. Ihr schönes blaues Auge schien mit den Strahlen der Abendsonne zu wetteifern, den kleinen schöngeformten Mund hatte sie ein wenig geöffnet, gleich als wenn sie die kühlenden Abendlüfte in vollen Zügen trinken wollte. Ich näherte mich ihr nach und nach; die übrigen Glieder der Gesellschaft standen uns etwas entfernt, und ich konnte daher meine Beklommenheit besser verbergen. Ich wollte — ich mußte sie anreden; es trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt dazu. Wie aber eine Anrede beginnen? — War ich doch schon bei vielen Menschen herumgekommen, und hatte mit Personen aus allen Ständen verkehrt, jetzt aber, zum ersten Mal in meinem Leben, war ich um die Anknüpfung einer Unterhaltung verlegen.

„Die Gegend um den Hohen Asperg scheint auf Sie einen ganz besonders tiefen Eindruck zu

machen," sagte ich endlich mit ängstlich beklommener Stimme.

„Sie haben recht, Herr Fritz," entgegnete sie ernst, indem sie ihr Köpfchen nach mir richtete. „So ist es. — Ich habe diese Gegend noch nie gesehen, und bin, gleich Ihnen, erst seit wenigen Wochen in Deutschland. Mir wurden aber von dem freundlichen Schwabenlande immer so herzgewinnende Bilder entworfen, daß dieses Alles für mich einen ganz besonderen Zauber hat. Meine Eltern haben einst vor vielen Jahren hier vergnügte Tage verlebt, und oftmals haben sie mir davon erzählt."

„Seltsames Zusammentreffen, wunderbare Fügung des Himmels!" rief ich in der angenehmsten Ueberraschung, „auch mir ist dieses Land durch die lebendige Beschreibung meiner Mutter so lieb geworden, und indem ich seine herrlichen Eindrücke in mich aufnehme, schweift mein Geist in jene Zeit der Kindheit und frühesten Jugend zurück, in der ich im fernen Welttheile zum ersten Male von dieser geschichtlich merkwürdigen Bergfeste erzählen hörte."

Das Mädchen hörte dieses mit der größten Aufmerksamkeit, indem ihre schönen blauen Augen lebhafter wurden und den wärmsten Antheil verriethen. Ein leises Kopfnicken war die lohnende Antwort und

dann sah sie wieder in die purpurrothe Gluth der letzten Sonnenstrahlen, die sich in einem wahren Feuermeer am Abendgewölke brachen. Die süße Hoffnung, sie würde Gefallen an meiner Unterhaltung finden, ermuthigte mich, das einmal begonnene Gespräch weiter fortzuführen, und ein Wort gab das andere, eine Betrachtung die andere, und noch ehe wir zur Gesellschaft zurückkehrten, mußte ich mir gestehen, der erste Eindruck den sie auf mich gemacht habe, sei der richtige gewesen, und entspräche ganz ihrem inneren Leben.

Der Oberst lud mich ein, mit ihnen nach dem Dorf Asperg zurückzugehen und in ihrem Wagen meinen Weg über Ludwigsburg nach Stuttgart zu nehmen. Ich war natürlich damit zufrieden. Anna fing an gesprächig zu werden; — an heiteren Scherzen nahm sie wenig Theil, wie mir überhaupt ihr ernstes, schwermüthiges Wesen schon beim ersten Zusammentreffen auffiel und mir Anregung zu vielem Nachdenken gab. Aber meine Liebe war noch zu jung und neu, als daß ich mich in ein Meer von Vermuthungen und Zweifeln stürzen konnte, ich war zu glücklich am grünen Eiland der Hoffnung angelangt, als daß ich mich irgend einer ängstlichen Befürchtung so ohne Weiteres hätte hingeben kön-

nen. — O seliges Liebesahnen, süßes Liebesahnen! wie leicht vergessen wir die ewig trennenden Schicksale in deinen berauschenden Accorden, — wie tritt so früh oft die weckende Erkenntniß, die niederdrückende Alltäglichkeit dazwischen, und zerstört den süßen Herzenstraum mit einem Mal in schonungsloser Kälte! —

Mir ging es nicht weniger schlecht! —

Die wenigen Stunden meines seligen Glücks, meines inneren Friedens waren bald verrauscht, und eine finstere, hartdrohende Wetterwolke stieg am bisher heiteren Himmel meiner Hoffnungen auf. Es war ein tiefer, ein hartverletzender Stich ins warme Herz, das im ersten Feuer der Liebe schwärmte!

In Ludwigsburg angekommen, speisten wir gemeinschaftlich in einem der ersten Gasthäuser, und beabsichtigten, mit dem nächsten Bahnzug nach Stuttgart zurück zu kehren. Die ganze Gesellschaft war mir in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins, recht sehr lieb geworden, und ich glaubte mich ihrer aufrichtigsten Gesinnung gewiß. Der Oberst nahm mich nach Tisch am Arm, die Damen gingen eine kleine Strecke voraus, und so ging es munter dem Bahnhof zu. Im Gasthaus war ich heiter, gesprächig und recht aufgelegt, — der kurze Weg bis zum Bahnhof

machte mich ernst, traurig und still, und versetzte mich in die peinlichste Stimmung von der Welt. O die Verzweiflung nagte damals an meinem Herzen, und mir war, als wäre alle Lebensfreude aus meiner Seele gewichen.

„Wie gefällt Ihnen die liebenswürdige Anna?“ fragte mich der Oberst auf dem Wege, und setzte mit einem leichten Seufzer hinzu: „schade um das gute Kind, es hat schon recht bittere Erfahrungen machen müssen, und jetzt soll sie einen weltfremden Menschen heirathen, den sie in ihrem Leben erst einmal gesehen hat, als sie vor etwa sechs Jahren England besuchte und dort zufällig mit ihm zusammentraf. Er ist ein weitläuftiger Verwandter ihrer Eltern, besitzt große Güter in Oberitalien, ist reich, und lebt fortwährend auf Reisen. So traf er denn vor ohngefähr sechs Jahren mit den Herrn Lottsen in London zusammen, und dort wurde zwischen dem Vater und dem reichen Gutsbesitzer die Verlobung der damals erst vierzehnjährigen Anna festgestellt, und sämmtliche Verwandte bestehen nun auf der sofortigen Verwirklichung der in London festgesetzten Projekte. Denn Anna ist reich; ihre Mutter, in letzter Zeit etwas kränklich, wünscht sehr deren Versorgung.

Der gute Oberst hätte mir gewiß noch mehr er=

zählt, als in diese wenigen Worte zusammenzufassen ist, aber seine Mittheilungen waren mir so niederschmetternd, daß es mich viel Mühe kostete, meine zunehmende Aufregung zu beherrschen, und ich zuletzt seiner Erzählung gar nicht mehr folgen konnte.

Ehe ich mich versah, waren wir am Bahnhof angekommen; die Damen erwarteten uns an der steilen Treppe, — der Oberst verließ meinen Arm und die Unterhaltung beschäftigte sich mit Alltäglichem. Ich war unleidlich einsilbig. — — Ob sie wohl ahnen mochte, welche Mittheilungen mir der Oberst gemacht hatte? sie schien wenigstens meine Aufregung, meine Mißstimmung und Einsilbigkeit zu bemerken. Auch sie ward ernster, und ich beobachtete mehr denn einmal, daß sie ihre großen blauen Augen mitleidsvoll nach mir gerichtet hatte. In Stuttgart angekommen, bat ich um die Erlaubniß, die Gesellschaft in ihr Hôtel begleiten zu dürfen, was denn unter den freundschaftlichsten Ehrenbezeichnungen angenommen wurde. — Anna ging etwas zurück, — ich faßte ein Herz und schloß mich ihr an.

„Sind Sie mir wieder gut?“ lispelte sie kaum hörbar, indem sie die Augen niederschlug und sich tiefe Röthe über ihr Antlitz ergoß.

„Fräulein!“ rief ich fast zu laut; — das Blut

rann mir lebhafter durch die Adern, meine Lippen zitterten vor Freude. „Fräulein, war ich Ihnen denn einmal nicht gut. — — Würden Sie so viel Gewicht darauf legen, daß ich Ihnen gut sei, — daß ich Ihnen immer — — recht — gut sei."

Sie sah mich so eigenthümlich, so ergreifend — — ach, so traurig und fragend an. Nach einer Weile antwortete sie:

„Ja, ich lege Gewicht darauf, Herr Fritz, — weil ich Sie für einen guten Menschen halte."

„Warum glaubten Sie aber, ich sei Ihnen nicht mehr so gut, wie gleich von unserem ersten Bekanntwerden an?" frug ich nach einer kleinen Pause.

„Warum?" entgegnete sie, und blieb einen Augenblick nachdenkend stehen, „warum?" — wiederholte sie dann, indem sie mit der kleinen Hand flüchtig über die Stirne fuhr und den Schleier vorzog, „das kann ich Ihnen selbst nicht sagen. Mir war es so, — als — als — ach, Gott, wie sag ich doch geschwind, — als — als sei ich Ihnen gleichgültiger geworden — — nein, nein, — so nicht, — als, — als hätten Sie sich in mir getäuscht — — als, als — ach, wie kann sich ein armes Mädchen doch in Worte verwickeln, und nun gar in einer fremden Sprache. — Nicht wahr, ich habe recht dummes Zeug gesprochen?"

setzte sie dann mit einem schwermüthigen Lächeln hinzu. —

„Das finde ich nicht,“ entgegnete ich ernst, eine angenehme Regung meines Gemüths verbergend. „Sie haben sehr ernste, sehr inhaltschwere, bedeutungsvolle Worte gesprochen, mein Fräulein. O dürfte ich so glücklich sein, und den Inhalt dieser Worte auf mein Glück für's ganze Leben anwenden!“ —

Sie schwieg. — — Wir waren an das Hôtel des Obersten gekommen. — Man sagte sich noch einige verbindliche Worte; — man lud mich für die folgenden Tage ein, man besprach nochmals eine gemeinschaftliche Parthie zu machen, und schied dann in der herzlichsten Weise.

Beim Abschied reichte ich auch Anna die Hand, sie legte die ihrige in die meinige, indem sie ihr schönes Auge nicht ohne Herzlichkeit zu mir aufschlug, mein leichter Händedruck brachte sie jedoch in einige Verwirrung, worüber ich mir noch lange nachher Vorwürfe machte.

„Vergessen Sie die heutige Parthie nicht,“ lispelte sie, indem sie den Uebrigen ins Haus folgte. —

Da stand ich denn wieder; — ein ganz anderer Mensch als am Morgen, da ich die Stadt heiteren Muthes verließ. Ich war glücklich, — — und doch

auch wieder so unaussprechlich unglücklich. Wie ein Tiefsinniger eilte ich die Königsstraße hinab, meiner Wohnung zu.

Am folgenden Nachmittag beabsichtigte ich dem Obersten meine Aufwartung zu machen. Zu meiner größten Ueberraschung erfuhr ich aber dessen plötzliche Abreise. Derselbe hatte bei seiner Zurückkunft einen Brief angetroffen, in Folge dessen er schon am folgenden Morgen mit seiner Familie abgereist war. Dem Kellner gab er Grüße an mich auf und ließ mich einladen, ihn recht bald in Ulm zu besuchen.

So war mit einem Mal mein schönes Traumbild dahin; ich hatte mich kühnen Hoffnungen hingegeben, mir eine glückliche, selige Zukunft geträumt, und nun stand ich zusammenschauernd, tief verletzt und sehr getäuscht in einer ganz andern Wirklichkeit. Ich ward so schwermüthig und traurig, daß ich meinen Aufenthalt von Stuttgart nach Cannstadt verlegte, demohngeachtet aber meine meiste Zeit in der königlichen Residenz zubrachte, immerwährend nach meiner Angebeteten forschend.

So vergingen Tage und Wochen, ich hätte schon längst meine Geschäfte besorgen und meine Weiterreise beschleunigen sollen, als ich eines Tages kurz vor der Dämmerstunde durch die Anlagen nach Cann-

stadt zurückkehrte. Der Gedanke an sie war mein steter Gesellschafter, und um demselben so recht ungestört nachhängen zu können, war ich meistens allein und ohne Begleitung. In den Anlagen wogte es von Spaziergängern, elegante Chaisen rollten hin und her, Reiter sprengten in den Bahnen, und für den Traurigen und Betrübten war überall Zerstreuung genug. Mich aber brachte das bewegte Treiben nicht aus der einmal begonnenen Stimmung und so ging ich denn, unbekümmert um Alles, was um mich her vorging, meinen Weg. Da sprengte mit einem Mal eine Gesellschaft zu Pferd an mir vorüber, eine Dame in schwarzem Reitkleide mit weißem Mieder voran. In ihr erkannte ich meine Anna; sie schien mich gesehen zu haben, denn sie richtete ihr zierliches Köpfchen überrascht herüber, hielt ihr Pferd aus Verlegenheit und Zerstreuung an, — fuhr dann erschrocken zusammen, wie aus einer Verwirrung erwachend, und rief mit liebenswürdigem Unwillen: „Vorwärts Diana, fort, fort!" indem sie ihr schönes Pferd antrieb und davoneilend bald darauf in der Dämmerung verschwand.

Da hatte ich sie zum letzten Mal gesehen. Alle Versuche sie wieder zu finden, waren seitdem vergeblich gewesen; meine Stimmung war mit jedem Tage

peinlicher geworden. — Wer waren die Herrn in ihrer Gesellschaft? — in welcher Beziehung standen sie zu ihr? — und warum ihre Verlegenheit, als sie mich erkannte? — Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten mich fortwährend.

Auch an jenem schönen, lachenden Herbstmorgen als ich nach dem Kurhaus meinen Spaziergang machte, um auf der Höhe meinen seltsamen Nachbar, den eingezogenen, schweigsamen Literaten zu treffen, quälten mich solche Gedanken unaufhörlich und verbitterten mir alle, mich sonst so sehr ansprechende Schönheiten der Natur.

Drittes Kapitel.

Eine Freude unter allen
Hab' ich stets für wahr erkannt
Und die Leuchte sie genannt;
Sie bleibt wahr, ob Alles trügt,
Unbefleckt von Groll und Neid,
Selig der, dem sie genügt;
Freude an der Andern Freude.

Theodor Hell.

Langsamen Schritts war ich auf die Höhe gekommen, von welcher aus man eine gar liebliche Aussicht in's freundliche Neckarthal genießt. Ein kühler Wind wehte und ließ die warmen Sonnenstrahlen nicht recht durchbrechen. Doch war es im Freien, trotz der Herbstkühle, recht angenehm, und es konnte mir darum nicht auffallen, wenn schon vor mir ein Kurgast sich ein ruhiges Plätzchen dort ausgesucht hatte.

Auf einer Bank seitwärts saß ein Mann in den fünfziger Jahren, aber von frischem, gesunden Aus-

sehen. In seinen Gesichtszügen war eine herzgewinnende Milde und Freundlichkeit ausgedrückt, die bei Jedermann einen angenehmen, unvergeßlichen Eindruck machte, und doch fühlte man sich weniger zu ihm hingezogen, denn sein Wesen sonst war abschreckend, ernst und zurückhaltend, es schien zuweilen kalt und hart, und war wenig geeignet Liebe und Zutrauen zu erwecken. Aber interessant war der Mann; wer ihn einmal gesehen, behielt ihn ewig im Gedächtniß, und wer einmal etwas von ihm gelesen hatte, gewann ihn lieb, gewann Vertrauen und Liebe zu ihm, und das lebhafteste Interesse ward dann mehr als Theilnahme und Achtung, es ward dann von den aufrichtigsten Gefühlen der Liebe begleitet. Denn der einsame Wanderer war ein Dichter — mein Nachbar Schautreu. Er las in einem Buche, schien jedoch meine Gegenwart bemerkt zu haben, denn ehe ich mich ihm ganz genähert hatte, war er aufgestanden und mir einige Schritte entgegen gekommen.

Mich wandelte ein eigenthümliches, ich möchte fast sagen unheimliches Gefühl an, als der sonst so stille, menschenscheue Sonderling mich anzureden begann, doch bald hatte er mich wieder gewonnen, — für immer gewonnen.

„Ach, Herr Fritz,“ sagte er, „Sie kommen, um

mich kennen zu lernen, — dem Rathe des aufmerksamen Hauptmanns folgend. Ich hörte gestern Abend, wie er mich bei Ihnen empfahl, und danke gewiß nur seiner Freundlichkeit die Ehre, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen."

Es lag in diesen Worten eine so verletzende Ironie, ein so sehr beschämender Vorwurf, daß ich in der That in eine sehr unangenehme Situation versetzt wurde und einige Verlegenheit zu bekämpfen hatte. Dabei begleiteten seine Worte ein zweideutiges, aber doch viel sagendes Lächeln, das mir unwillkürlich den Gedanken an Spitzfindigkeit, Bitterkeit und Spott aufdrängte. Kurz, ich wußte nicht recht, was ich aus seiner Anrede machen sollte, und indem ich noch hin- und her sann, um eine passende Entgegnung zu finden, schien er meine peinliche Lage bemerkt zu haben, und fuhr mit etwas milderer Stimme fort:

„Lassen wir das, mein Bester, — der Herr Hauptmann scheint es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, mich bis ins hohe Alter mit seinem Haß verfolgen zu wollen! — Ich sollte denken, wir wären einmal alt genug geworden, um Frieden schließen zu können. Sechs Jahre sind es jetzt, daß ich in die Heimath zurückkehrte, und seitdem verfolgt mich sein Haß wieder, wie vor dreißig Jahren. Das sagen

Sie ihm, mein Bester. — Sagen Sie er solle mich in Frieden lassen, — er solle keine alte, schmerzliche Erinnerungen in mir auf's Neue wecken, — ich habe ihm längst verziehen, wären auch immerhin die tiefen Wunden noch nicht alle ganz vernarbt. — Ich würde schon morgen abreisen, und lasse ihn bitten, mich nicht weiter mehr zu belästigen. — Wir trafen uns vor einigen Wochen in Baden, ich weiß nicht auf welche Art er in Erfahrung gebracht hatte, daß ich von dort hierher reisen werde, um den Spätherbst im freundlichen Neckarthal zu genießen, wie ich dies schon seit sechs Jahren zu thun pflege. Bei meiner Ankunft hatte er in demselben Haus gemiethet, in welchem ich mir schon voriges Jahr — und von Wiesbaden aus wiederholt — meine zwei Zimmer bestellt hatte. — Das ist kein schöner Zug, mein Freund; — sagen Sie ihm das wieder — — — heute Abend in der Laube wird sich eine passende Gelegenheit finden," setzte er mit einiger Bitterkeit hinzu.

Ich ließ mich, seiner Einladung folgend auf der Bank nieder, und versprach seinen Auftrag alsbald besorgen zu wollen. Ich drückte mein Bedauern aus, daß ich für die nächsten Tage nicht das Vergnügen haben würde, seine nähere Bekanntschaft zu machen, da mich, wie ich sagte, ein

eigenthümliches, nicht auszudrückendes Interesse an ihn feßle.

„Auch ich bedauere, Ihren Umgang entbehren zu müssen," entgegnete er, „obgleich wir uns schon längst hätten nähern können, und gewiß manche Tage recht unterhaltend für uns geworden wären. — Nun, Sie entbehren an einem Sonderling, wie ich, nicht viel, der Herr Hauptmann von Rohdach wird mich schon zehnfach bei Ihnen ersetzen. Er ist ein Weltmann, lustig und fröhlich jederzeit, dabei warm für alles Edle und Schöne — — nur — nur — in vielen Stücken zu einseitig, rechthaberisch und — — wohl auch weniger charactervoll. Doch, das sind so meine Ansichten von vor dreißig Jahren her, da er mir näher stand — — ja, da wir uns gegenseitig als Freunde, als recht warme Freunde betrachteten — von ewiger Freundschaft und Liebe schwärmten, unzertrennlich schienen und zuletzt doch einmal weit, weit auseinandergingen, um nie mehr — — wenigstens für dieses Leben — zusammen — das heißt als Freunde zusammen zu kommen."

Er sprach diese Worte mit ganz anderer Betonung, mit einem Ausdruck von Wehmuth und Schmerz, der mich tief erschütterte.

„Doch, wozu Erzählungen aus meiner Vergangen-

heit, mein Freund," unterbrach er sich rasch, indem er flüchtig über die Stirn fuhr, als wolle er trübe, quälende Gedanken verwischen. „Wie kann Sie das Leben eines Menschen interessiren, der so zufällig mit Ihnen bekannt wurde, und auch nicht das geringste Recht auf Ihre Theilnahme hat."

„O, bitte, bitte," stammelte ich etwas verlegen, denn mein Freund hatte in der That etwas Unheimliches in seinem Wesen, wenn er so bitter und treffend vor sich hin redete, und seine dunklen Augen lebhaft und durchbohrend, ja herausfordernd unter ihrer tiefen Höhlung hervorstrahlten. Der Mann muß harte, schwere Schicksale erlebt haben, dachte ich bei mir, — Schicksale, die ihn für die Freuden des Lebens abstumpften, die ihn kalt, hart und menschenscheu machten. Dies war es auch wieder, was mich mit ihm aussöhnte, was mir ihn interessant und werth machte.

Es war eine kleine Pause eingetreten, in welcher er auf eine Bemerkung meiner Seits zu warten schien. Ich ergriff daher das Wort wieder, indem ich sagte:

„Unser Bekanntsein ist doch kein so flüchtiges, bester Herr Schautreu. Ich lese eben Ihr neuestes Werk: Vor dreißig Jahren —"

„Und können Sie, als junger, lebensfroher, nach

glücklichen Augenblicken haschender Amerikaner Gefallen daran finden?"

„Warum nicht?"

„Weil zu wenig Handlung, zu wenig Personen, zu wenig Geschichte, — dagegen aber viel, viel Gemüthsleben, viel Ueberfluß an Betrachtungen und Schwärmereien darin zu finden ist."

„Sie denken von den Amerikanern zu streng," entgegnete ich. „Auch wir lieben das wahre, warme, tiefe Gefühl, — auch wir vertiefen uns gern in die Mysterien eines unglücklichen Herzens, auch wir schwärmen gerne mit den Dichtern, über Tugend, Vaterland, Freundschaft, Liebe — auch wir finden Gefallen an einfachen, wenig verwickelten Erzählungen. — Glauben Sie mir, es gibt Erlebnisse, Fügungen und Folgerungen, die auch das Interesse Aller für sich haben, und in Ihrem Werke sind Verhältnisse berührt, die auf Jedermann einen bleibenden Eindruck machen."

„Sie reden überzeugend," rief mein Freund begeistert, meine Hand drückend. — „Es freut mich sehr, wenn Ihnen mein Buch gefallen hat. Sie finden viel aus meiner Vergangenheit darin, — die Gründe warum ich, bis vor sechs Jahren, meine Heimath verlassen hatte. — Während der Zeit lebte ich in der neuen Welt, bald im Norden, bald im

Süden, im Osten oder Westen, — bald da, bald dort; — habe viel Menschen, viele Verhältnisse, vielerlei Schicksale kennen gelernt, aber auch die Erfahrung gemacht, daß Herzenskummer weder durch die Zeit noch durch Zerstreung gestillt werden kann, daß er sich auswüthet, bis er mit ins Grab sinkt. — Vieles ist mir während der Zeit entrissen worden, was ich lieb gewonnen hatte, aber nichts hat mir eine tiefere Wunde geschlagen, als ein Ereigniß, welches vor etwa dreißig Jahren über meine Zukunft entschied. — Doch ja, — auch in Amerika hatte ich ein Erlebniß, das sich unvergeßlich in mein Gedächtniß eingegraben hat, und wenn es Ihnen recht ist, so erzähle ich Ihnen dasselbe, vielleicht können Sie mir über Einiges Auskunft geben, oder doch, wenn ich Sie bitten darf, über dies oder jenes gelegentlich Erkundigungen einziehen."

„Ich stelle mich gerne zur Verfügung, wenn ich Ihnen dienstbar sein kann," entgegnete ich. „Darf ich Sie bitten, in Ihrer Erzählung fortzufahren?"

„Sie beginnt eigentlich erst," sagte er freundlich, worauf er also fort fuhr:

„Vor etwas dreißig Jahren bestimmten mich verschiedene Ereignisse, meine Heimath zu verlassen und in fremden Ländern, in fernen Welttheilen ein Leben

voll Zerstreuung zu beginnen. Ich hatte Italien, Frankreich, England als Gesellschafter eines deutschen Prinzen gesehen, und schiffte mich, nach dessen Ableben in London, nach Amerika ein. Meine Mutter, schon sehr frühe Wittwe, war kurze Zeit vorher gestorben, meine einzige Schwester hatte mit ihrem Gemahl das Vaterland verlassen, und obgleich wir seitdem nichts mehr von ihr gehört hatten, so hoffte ich doch, sie vielleicht in der neuen Welt wiederzufinden. Kurz ich schiffte mich nach Amerika ein, und kam auch nach einer neun Wochen langen Fahrt in dem hochgepriesenen Lande an. Was ich in dem neuen Welttheile beginnen wollte, wußte ich eigentlich selbst nicht recht; ich hatte Medicin studirt, in letzter Zeit aber nur die schönen Wissenschaften gepflegt und wie natürlich den für Aerzte so nothwendigen practischen Cours nicht gemacht, ich war also auch zu wenig sicher und fest in der Praxis, um als Doctor der Medicin aufzutreten. Doch wer arbeiten will, findet überall Gelegenheit seine Kräfte und Kenntnisse zu verwerthen. Ich fand zunächst auf dem Comptoir eines bedeutenden newyorker Hauses Beschäftigung; später wurde ich noch Mitarbeiter an einem ziemlich verbreiteten Journal. Als der Redacteur desselben starb, kam ich an dessen Stelle, und machte als solcher

verschiedene Reisen in's Innere des Landes. Meine Einnahmen stiegen von Halbjahr zu Halbjahr, und noch führte ich keine vier Jahre die Redaction, als mir mein Blatt und einige Speculationen ein Vermögen von sechszigtausend Dollar gesichert hatten. Ich war nach hiesigen Begriffen ein reicher, ein gemachter Mann. Da erwachte in mir die Sehnsucht das Innere von Nordamerika zu bereisen, und ehe noch der Reiseplan recht zur Reife gediehen war, hatte ich schon meine Sachen geordnet, die Redaction meines Blattes einem nahen Bekannten verkauft, und einen Theil meines Vermögens vortheilhaft angelegt. Zunächst führte mich mein Weg nach Philadelphia, wo ich mit zwei Gelehrten zusammen traf, die im Auftrag der pariser Akademie eine Reise in den Westen der Vereinigten Staaten unternehmen wollten. Der eine der Herrn, Dr. Levoir, war mir schon von Paris aus bekannt, ich nahm deshalb die freundliche Einladung, mich ihnen anzuschließen, an. Der Tag unserer Abreise war bestimmt, es waren Vorkehrungen getroffen, wornach sich unser Vorhaben um keinen Tag hinausschieben ließ, — so sehr ich auch später den Wunsch hegte, noch einige Tage länger in Philadelphia weilen zu können. Abends vor unserer Abreise erging ich mich nämlich in den Anlagen

der Stadt. Die meisten Spaziergänger hatten sich zurückgezogen, und eine seltsam ergreifende Stille herrschte um mich her, — aus der Stadt herüber tönte das dumpfe Treiben der betriebsamen Bevölkerung, Wagengerassel, Peitschenknallen, Hämmern und Rufen. Wie Schatten gingen die nach Hause Wandernden an mir vorüber, und verloren sich in dem Halbdunkel der mondhellen Nacht. — Da trat mir mit einem Male ein Knabe von etwa zwölf Jahren, um eine Gabe bittend, in den Weg.

„„Güter Herr," redete er mich an, „verzeiht, wenn ich Euch mit einer Bitte belästige. Schenkt mir ein Almosen, — meine Mutter liegt seit Wochen krank danieder, — mein Vater starb schon vor geraumer Zeit; und nimmt der barmherzige Vater im Himmel auch sie noch zu sich, dann stehe ich arm und verlassen in der Welt, denn meine Eltern waren fremd in dieser Gegend.""

„Das Aeußere des Knaben hatte so etwas Gefälliges, so etwas Angenehmes und Vertrauenerweckendes, daß es mich unwiderstehlich zur Theilnahme hinzog; — seine Stimme erklang in einem gewählten Englisch, so ergreifend, so bescheiden, so fein, daß man sowohl eine gute Erziehung als auch außergewöhnliche Befähigungen bei ihm annehmen konnte.

Das fromme Licht des Mondes beschien sein Angesicht, — er hatte feine Züge, einen schönen, aber schwermüthigen Ausdruck, und seine kleine Hand war weich und keiner harten Arbeit gewöhnt. Der Junge machte einen äußerst angenehmen Eindruck auf mich; ich fragte ihn daher näher aus, nicht aus Neugierde, sondern nur aus reiner Theilnahme, und mit dem Vorsatz ihm eine ordentliche Unterstützung zufließen zu lassen. Denn ich wußte wie drückend die Armuth ist, — wenn der Kummer am Herzen zehrt, und die Noth einem überall entgegenjammert! — Kurz, ich wollte helfen, ich wollte guten Menschen ein Bote des Himmels werden.

„„Wie ist Dein Name?“ fragte ich ihn.

„„Man nennt mich das Kind der armen Frau.“

„„Wie heißt Deine Mutter?“

„„Mutter Fritze.“

„„Wo bist Du her?“

„„Etwa zwei Meilen von hier steht in einem dichten Walde unsere Wohnung auf einem armseligen Bauerngut, auf welchem meine Mutter bisher soviel wie eine Haushälterin war.“

„„Und jetzt?“ forschte ich weiter.

„„Ach Gott, der gestrenge Gutsherr hat ihren Dienst gekündigt und uns befohlen, nächster Tage

seine Hofraithe zu verlassen. — O meine arme, kranke Mutter!"" setzte er klagend hinzu."

Meine Gesichtszüge müssen mit einem Mal den Ausdruck der lebhaftesten Theilnahme, der innigsten Rührung und einen gewissen Grad von Aufregung angenommen haben, denn mein Freund hielt plötzlich in seiner Erzählung inne, während er mich starr und nicht ohne Ueberraschung ansahe.

„Was ist Ihnen, mein Freund," rief er mit einer ergreifenden Stimme, „rührt Sie so das Schicksal einer unglücklichen Wittwe, — — — oder —"

„Fahren Sie fort, geschätzter Herr Schautreu," entgegnete ich verwirrt, „fahren Sie fort, Sie sehen mit welcher Aufmerksamkeit ich Ihrer Erzählung folge. O erzählen Sie weiter; — bitte, bitte."

„„Kannst Du schreiben," fragte ich den Knaben sodann.

„„Ja,"" — war die Antwort.

„„Wie — wenn ich Dich zu einem befreundeten Kaufmann thun würde, um da die Handlung zu erlernen, — würdest Du recht fleißig, treu und ehrlich die Lehre bestehen, und gerne diese Lebensrichtung einschlagen?""

„Noch nie habe ich einen herrlicheren, rührenderen Freudenstrahl eines beglückten Menschen gesehen, als

damals in dem Gesichte des wackeren Knaben. Thränen der Rührung und Freude waren ihm in die Augen getreten und mit zitternder Stimme rief er freudetrunken:

„„Wäre es möglich — Sie wollten — o barmherziger Gott, Du hast unsere inbrünstigen Gebete erhört. — O, es ist des Glücks zu viel —““

„„Fasse Dich, mein Kind!“ sagte ich tief erschüttert. Der Knabe ergriff meine Hand und drückte sie leidenschaftlich an seine Lippen, heiße Thränen der Dankbarkeit fielen auf dieselbe. — — O, mein Freund, das war ein Augenblick des herrlichsten Glücks, ein Augenblick überirdischer Wonne und Glückseligkeit! Ich vergesse ihn nie. — Ewig steht er so lebhaft vor meiner Seele, und wenn ich daran denke, wird es mir so warm, so selig, so glücklich um's Herz, daß ich möchte auffliegen können in den blauen Aether, und mich berauschen in dem tiefsten Gefühl des Menschen, in dem Bewußtsein einer vollbrachten guten That. — Nahe an zwanzig Jahre sind seit dieser Zeit verflossen, aber jene Scene steht noch so lebendig in meinem Gedächtniß, wie an jenem frühen Morgen, als ich mit meinen beiden Reisegefährten und deren Dienerschaft Philadelphia verließ. — — — Die stille, mondhelle Nacht, nur durch dumpfe Töne aus der

Stadt zuweilen gestört, — die breite Allee, deren Baumreihe sich in dem geheimnißvollen Halbdunkel der Ferne nach und nach verlor, die spielenden Schatten der Bäume und Gesträuche, denn ein leiser, kühler, erquickender Wind blies vom Meere her, — dies und noch so Vieles aus jener denkwürdigen Nacht, hängt an meiner Seele, ist mit ihr verwachsen, und erfüllt mich immer mit einer unbeschreiblichen Lust. Ich habe während der Zeit schon viel, viel erfahren, mich manchmal getäuscht, manchmal geirrt, habe Freunde und Gegner, gute und böse Menschen gefunden, habe drei Welttheile gesehen, aber die sehr bewegten Jahre, sammt ihrem Weh und Ach, ihrer Freud und Lust, ihrem Finden und Verlieren, sammt Allem, Allem konnten jenes Gefühl nicht wiederbringen, das mich damals in der Allee zu Philadelphia ergriffen hatte. Ich war so seltsam bewegt, mir war so ahnungsvoll und bang zu Muthe, ich hätte die Stadt nie, nie verlassen mögen, und mir war, als müßte ich Vaterstelle an dem blondlockigen, liebäugigen Knaben vertreten. Und doch hatte ich ihn ja nie zuvor gesehen, — nie seine herzgewinnende, Mitleid erweckende Stimme gehört, nie zuvor etwas von dem traurigen, schrecklichen Schicksal seiner Mutter gewußt! Noch heute will es mir nicht klar werden, warum mir gerade der Knabe im fernen

Amerika, unter fremdem Himmel, so lieb, so unvergeßlich werth geworden ist, und es mich mit einer unbeschreiblichen Theilnahme zu ihm hinzog. — — Ewiger Gott! — Deine Wege sind unerforschlich, — deine Absichten unergründlich — deine Fügungen fürs Menschenauge oft so dunkel — und die durch Dich angefachten Regungen unbegreiflich, räthselhaft, ahnungsbang! — Wie ist jetzt Alles anders! — Ob der Knabe, zum gesetzten Manne geworden, sich auch meiner noch erinnert, — — — — ob ich wohl noch einmal in meinen alten Tagen so glücklich bin, nur eine einzige Nachricht von ihm zu erhalten! — Dieses kann nur die Zukunft enthüllen. Doch hören Sie weiter, mein Freund," — fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Ich nahm den Knaben mit mir zur Stadt und eine halbe Stunde später, trat ich mit ihm in das Comptoir eines meiner Freunde, der ein bedeutendes Kurzwaarengeschäft hatte und einen sehr ausgebreiteten Handel in das Innere von Amerika führte. — Der Knabe war zwölf Jahre alt, konnte wohl lesen, schreiben und rechnen, doch hatte er für einen Kaufmann noch immer nicht genug Vorkenntnisse, um einstmals in seinem Fache etwas Tüchtiges leisten zu können. — Er mußte also noch Schulen besuchen, oder Privatunterricht nehmen, wollte man

ihn vortheilhaft im Geschäft verwenden. Mein Freund selbst konnte ihn nicht annehmen, doch versprach er mir ihm für eine vortheilhafte Unterkunft zu sorgen, seine Mutter aber als Haushälterin in seinem Hause aufzunehmen, da seine Gattin schon seit längerer Zeit kränkele und die Aufsicht über das Hauswesen nicht mehr allein führen könne. Die arme Frau sollte bis zu ihrer Wiederherstellung gegen eine angemessene Vergütung auf dem Hofe bleiben, und dann erst in ihrer neuen Stelle eintreten. Dem Knaben händigte ich einen kleinen Geldbetrag für seine Mutter ein, um einen Arzt bezahlen und etwaige Schulden tilgen zu können, — bei meinem Freunde deponirte ich eine Actie und wieß ihn an, bis zu deren Betrag Vorschüsse für den Schulunterricht des Knaben zu geben. — Wie warm, wie wahr und innig, wie herzlich und rührend war die Dankbarkeit des über- und überglücklichen Knaben! — Leider mußte ich schon am folgenden Morgen Philadelphia verlassen, und konnte nicht noch besser für meinen Schützling sorgen; — ich versprach jedoch bis längstens in zwei Jahren wieder zurückzukehren, und dann weiter für seine Laufbahn Sorge zu tragen.

„So Gott will, kann ich dann selbst so viel verdienen, um Ihr edelmüthiges Bemühen wieder ver-

gelten zu können," rief er da, meine Hand an sein Herz drückend, indem er seine schönen Augen so liebevoll und aufrichtig zu mir aufschlug, als wollte er sagen: „warte nur, ich werde schon fleißig sein und Dir Freude bereiten." In wenigen Stunden ward mir der Knabe so sehr lieb, — ich hatte so viel Freude an ihm, das mir der Abschied ordentlich schwer wurde. Er überschüttete mich wahrhaft mit seinen Dankesbezeigungen, und weinte bitterlich, als ich mich entfernte. — Ich sah ihn zum letzten Mal. — Ich trug damals eine goldene Vorstecknadel, ein Geschenk meiner einzigen Schwester, diese gab ich ihm noch, als Andenken an seinen Freund. — — Ich weiß es mir heute noch nicht zu erklären, ich hatte den Knaben so lieb gewonnen, ich hätte ihm Alles, Alles geben mögen. — Wir Menschen sind oft gar wunderliche Geschöpfe, es treibt uns eine neckische Laune bald da, bald dort hin, und ohne uns darüber klar werden zu können, erfassen wir Dies oder Jenes mit blinder Leidenschaft. — So ist der Mensch — so erging es mir. — Ich hatte eine schlaflose Nacht, — am folgenden Morgen verließ ich schon in aller Frühe die Stadt. — Wir fuhren an der Wohnung meines Freundes vorbei. — Alles lag noch in tiefem Schlaf. — Da stiegen gar selige und glückliche, und auch

gar besorgte, und schwermüthige und bange Gefühle in meinem Herzen auf! — Das war ein Abschied! — Der vom Vaterlande war nicht härter für mich! — — Und was habe ich nun von Allem dem? — Eine schöne Erinnerung? — Wohl — ja, ja, eine recht beglückende Erinnerung, aber auch den Schmerz, nicht Zeuge sein zu dürfen, wie es meinem Schützling und seiner armen Mutter ferner ergangen ist; — wie sie seither lebten, wie sie glücklich sind, welchen Segen, welche Früchte mein kleiner Liebesdienst brachte; — denn als ich erst zehn Jahre später nach Philadelphia zurückkehren konnte, war mein Freund ins Innere des Landes gezogen, seine Frau war gestorben — er hatte wieder geheirathet, und bald darauf sein Geschäft einem Fremden, der erst kurz zuvor in Amerika angekommen war, überlassen. Der Amerikaner ist, wie Sie zugestehen müssen, durchgehens sehr theilnahmlos, sein Selbst geht ihm über Alles, und für das Schicksal seiner Nebenmenschen hat er gewöhnlich nicht mehr Interesse, als es gerade nur das Seinige berührt, — daher werden Sie es auch sehr natürlich finden, daß ich trotz aller Bemühungen nichts weiter erfahren konnte, als das was ich eben erzählte. — — — Seit der Zeit aber quält mich eine namenlose Sehnsucht, nach dem

blondlockigen fremden Knaben, ich bin mit diesem Verlangen alt geworden, und bin darum einseitigen Menschen, die mich nicht begreifen können, ein lächerlicher Sonderling! — — Ich fühle es selbst — ich sehe es an Allem was mich umgibt, ich merke es an Allen, die um mich sind. — Nun denn, in Gottes Namen, — ich will Sonderling sein und bleiben, meine einsame Straße ziehen, ohne nahe Verwandte, ohne wahre, warme, wirklich ehrbare, rechte Freunde. — Ich habe zu leben — und brauche die Andern nicht; — hahaha! — Doch einigen Menschen, mit denen ich vorübergehend zusammen komme, die einen guten Eindruck auf mich machen, die mir gefallen, die mir lieb werden, weil sie Character haben — wie gesagt, solchen Menschen, freilich sind es nur Wenige, denn es hält mir schwer mich an Andere anzuschließen, solchen Menschen vertraue ich zuweilen diese Geschichten aus meinem amerikanischen Leben, — — — — sie wandern dann in die weite, weite Welt, — — ich werde von ihnen vergessen, meine seltsame, sonderliche Geschichte mit dem blondlockigen Knaben ebenso — und wenn sie auch an uns beide noch denken, — so sehe ich den Blick der Theilnahme nicht." —

Er hielt inne. — Eine lange Pause folgte, während welcher er traurigen und ernsten Blicks vor

sich hinstarrte, — aber sein Auge leuchtete lebhafter wie bisher, es lag etwas so mildes, so herzliches, so liebeerweckendes darin, — und doch drückte das ganze Antlitz des sehr bewegten Mannes eine rührende Melancholie aus. —

Ich war tief erschüttert. — — Mich riß seine seltsame Erzählung, die fast kindliche Liebe, mit welcher er an dem Knaben hing, die Art und Weise seines Vortrags, bald ruhig, gelassen und bewegt, bald rasch, lebendig und feierlich ernst, in ein Meer der seligsten, glücklichsten Gefühle. Ich gedachte an jene Zeit, an jenen Abend in Philadelphia, an meine Jugend, an meine Mutter, an mein ganzes vergangenes Leben, und es stürmte, und tobte gewaltig in meiner Brust. — Doch ließ ich ihn ruhig auserzählen, — da ich mir denken konnte, wie wohl es ihm that, sich einmal recht aussprechen zu können. Wie hätte er auch sonst so bald schon solches Vertrauen zu mir gewonnen, — mich, den Fremdling, in die Mysterien seiner Schicksale blicken zu lassen! —

Er schwieg; — — nun war die Reihe an mir den Faden seiner Geschichte wieder anzuknüpfen, und in derselben fortzufahren.

„Ich schätze mich glücklich, in der Lage zu sein,

Ihnen einige Mittheilungen über den blondlockigen Schützling machen zu können, da ich später mit Ihrem Freunde in Philadelphia in nähere Beziehung kam," begann ich mit zitternder, sehr bewegter Stimme. —

Da sprang er so rasch empor, daß ich erschrocken zurückfuhr. — — Wer beschreibt aber den Freudenstrahl seiner lebhaften Augen, wer den herrlichen Freudenschein, der sich mit einem Mal über sein ganzes Antlitz verbreitete. Er war wie umgewandelt! — Meine Worte wirkten wie ein electrischer Funke.

„Wäre es möglich!" jauchzte er frohlockend auf, und ergriff meine beiden Hände. „Wäre es möglich! — O, reden Sie, reden Sie! — Gesegnet sei die Stunde, in der ich Sie kennen lernte. — — Warum konnte das nicht früher sein?"

„Sie erlauben, daß ich in Ihrer Erzählung weiter fortfahre," lenkte ich ein, „und Sie so auf Manches vorbereite, das Sie weder ahnen, noch voraussehen konnten, und an welchem Allem Sie doch der alleinige, einzige Urheber waren."

„Um Gottes Willen," unterbrach er mich rasch, indem seine Gesichtszüge wieder den vorigen Ernst und trübsinnigen Ausdruck annahmen, „was ist geschehen? — Sie versetzen mich in die peinlichste Spannung."

„Aengstigen Sie sich nicht," fuhr ich beruhigend fort, „Sie haben durchaus keinen Grund zu irgend einer Besorgniß. Sie könnten nur Ihr gerechtes Bedauern ausdrücken, daß sich so Manches nicht früher fügte, daß Sie Ihre glücklichen Dankverpflichteten nicht schon in Philadelphia näher kennen lernten."

„Sie spannen mich auf die Folter!"

„Doch, hören Sie weiter. — Ihr Freund, der Inhaber des Handlungshauses „J. P. Lordsohn & Cp." in Philadelphia nahm sich des Knaben auf das Freundschaftlichste an. Noch am Tage Ihrer Abreise fuhr er mit demselben nach dem Hof, wo die arme, kranke Mutter noch recht hart darnieder lag. Er ließ einen geschickten Arzt kommen, bestellte eine Wartefrau, besorgte ordentliche und aufmerksame Verpflegung und wußte den rohen gestrengen Gutsherrn, der beiläufig gesagt: Seehund hieß, milder zu stimmen, indem er für eine angemessene Bezahlung die Erlaubniß erwirkte, die kranke Frau bis zu ihrer Wiederherstellung auf dem Gute lassen zu dürfen. Nachdem er dies Alles auf's Beste angeordnet hatte, fuhr er mit dem Knaben zurück. — Er nannte ihn Oskar, denn kurz zuvor war ihm sein einziger Sohn gestorben, der ebenso hieß. — Oskar blieb zunächst im Hause Ihres Freundes, bis sich eine passende Gelegenheit zu einer guten

Stelle gefunden hatte. Dies dauerte sehr lange. — Auch die Wiederherstellung der leidenden Mutter zog sich weiter hinaus, als selbst der Arzt Anfangs vermuthete. Doch sie wurde etwa nach einem halben Jahre wieder so hergestellt, daß sie, Ihrer Verabredung gemäß, bei Ihrem wohlwollenden Freunde als Haushälterin eintreten konnte. — Oskar hatte sie seither nicht wieder sehen können, immer aber Nachrichten von ihr erhalten. Der reiche Herr Lordsohn schickte täglich einen Diener nach dem Hof, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. — Unterdessen besuchte Ihr Schützling recht eifrig die Schulen und machte durch Fleiß und rasche Fortschritte seinem Pflegevater viele Freude. — — So kam denn auch die vollständige Genesung seiner Mutter endlich heran. Die Genesene wurde auf's Festlichste in dem Hause des Herrn Lordsohn begrüßt. Es war in der That ein wahres Freudenfest, und Ihr wackerer Freund bot Alles auf, was zur Verherrlichung desselben beitragen konnte, — um so mehr, als sich zum freudigsten Ueberraschen Aller herausstellt, daß —"

„Nun," rief mein Freund, als ich inne hielt, und vor innerer Bewegung nicht weiter reden konnte, „nun — fahren Sie fort, — als sich herausstellte daß, — — — nun?"

„Hören Sie zuvor die wunderbare Fügung des Himmels," sagte ich, nachdem ich mich wieder etwas gesammelt hatte. „Bald nach der Ankunft der Genesenen, ließ man, bis zur eigentlichen Feierlichkeit, Mutter und Sohn allein, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich ungestört nach Herzenslust aussprechen zu können.

„„Erzähle mir von dem edelmüthigen Fremden, mein Kind," sagte die Mutter nach der ersten seligen Umarmung. „O, er war ein Bote des Himmels, der einer armen, unglücklichen und kranken Wittwe etwas aufhelfen sollte. — Er kam noch zur rechten Zeit, — — denn bald wäre es um Deine Mutter geschehen gewesen."

„„Weine nicht, meine theure Mutter," rief der Knabe, sie zärtlich umarmend, „siehe, der Himmel hat unsere inbrünstigen Gebete erhört, und uns noch rechtzeitig die so sehnsüchtig erflehete Hülfe gesandt. Nun sollst Du nicht mehr weinen, und kann ich einmal selbst etwas verdienen, dann sollst Du es gut haben, mein liebes, gutes, herziges Mütterchen."

„Der Knabe erzählte sodann den ganzen Hergang, wie er Sie gefunden, wie Sie sich seiner angenommen und ihm mit väterlicher Sorgfalt und Liebe eine bessere Aussicht eröffnet hatten."

„Thränen der Rührung, der Freude und Dankbar-

keit rannen über die Wangen der Genesenen; — wie auffallend verändert wurde aber ihr Wesen, als der Knabe jene goldne Vorstecknadel hervorzog und sagte:

„„Siehe theure Mutter, dieses werthvolle Geschenk machte mir der Fremde noch beim Abschied zum Andenken.“

„Mit krampfhaft zitternder Hand griff die Mutter darnach, starrte es in unbeschreiblicher Ueberraschung an und rief mit herzzerreißender Stimme, voll Wehmuth und Trauer, voll Freude und Ueberraschung: „Mein Bruder Wilhelm!“

„O, Gott! — meine Schwester Sophie!“ rief mein Freund und sank schluchzend an meine Brust. Es währte eine lange Pause, bis er sich gesammelt hatte und so weit hergestellt war, um sprechen zu können.

„Meine Schwester!“ rief er aus gepreßter Brust. — „So nahe bei ihr, — — der Retter aus Noth und Dürftigkeit, — — ein Freund — ein Beschützer — und doch nur ein Fremdling! — — O, gerechter Gott, wie wunderbar, tief geheimnißvoll sind Deine Fügungen. Nun begreife ich erst die mächtige, unbegreifliche Sehnsucht nach dem blondlockigen Knaben, — mein lebendiges Interesse an seinem und seiner Mutter Schicksal. — Wie eine gewaltige Ahnung

beschlich es meine Seele, wie eine geheimnißvolle Bestimmung und Fügung des Himmels beschäftigte es mein ganzes inneres Leben! — — — Woher haben Sie diese genauen Mittheilungen?" —

Er blickte auf meine Hemdkrause, denn ich hatte während seiner letzten Worte meinen Rock aufgeknöpft, und sah meine goldne Vorstecknadel.

„Mein Gott!" rief er dann, indem er meine beiden Hände ergriff, und mir mit weit aufgerißnen Augen ins Gesicht starrte, als wolle er aus meinen Zügen irgend eine Aehnlichkeit mit seinem Schützling herausfinden. — „Mein Gott! — sehe ich recht — — ja, ja — — Sie sind mein Neffe — mein Schützling — mein lieber Oskar!"

„Ja, ich bin's," rief ich und sank in seine ausgebreiteten Arme.

Es folgte ein Augenblick der tiefsten Rührung. Es war ein Wiedersehen und Erkennen, so glücklich und selig, daß meine Feder zu schwach ist, um die mancherlei Gefühle zu beschreiben, die uns beide in diesem Augenblick bestürmten, aber auch wieder so traurig und betrübt machten, denn viele, viele Jahre waren dahin gerollt, und gar Manches hatte sich im Laufe der Zeit verändert; — — er hatte wohl wenig mehr verloren, als was ihn damals schon entrissen war,

mir aber nahm das Schicksal meine höchste Freude, mein Theuerstes, meine Mutter. Sie starb erst kurz zuvor, als ich meine Reise nach Europa antrat. Als ich dies meinem Onkel erzählte, weinte er bitter.

„Meine Mutter fand in dem Hause des Herrn Lordsohn die freundlichste, liebreichste Aufnahme," erzählte ich weiter. „Sie hatte keine anstrengenden Arbeiten zu verrichten, sondern hauptsächlich nur das Gesinde und Hauswesen zu überwachen. Bald nach ihrer Ankunft wurde Madame Lordsohn kränker und kränker und starb schon ein Jahr nach unserem Bekanntwerden. Nicht lange darnach machte Herr Lordsohn eine Reise in's Innere des Landes, — ich durfte ihn begleiten. — Auf unserer Rückreise besuchten wir auch die große Handelsstadt New-York, woselbst er mir eine Lehrstelle in dem Geschäfte eines seiner Freunde erwirkte. — Ich sollte nach Ihrem Wunsch Kaufmann werden; — ich ward es auch mit Leib und Seele, und war so glücklich mir die ganz besondere Liebe meines Lehrherrn zu erwerben. Ich war schon fast zwei Jahre in der Lehre, als mich ein Brief meiner Mutter wegen Familienverhältnissen eilends nach Philadelphia rief. Damals glaubte ich nicht anders, als Sie seien angekommen, und ich sollte Ihnen

vorgestellt werden. — — Doch dem war nicht so. — Herr Lordsohn warb um die Hand meiner Mutter, und sie wollte auch meine Ansichten darüber hören, ehe sie sich zum zweiten Mal verehelichte. Ich hatte meinen Pflegevater so lieb gewonnen, er war ein so herrlicher, vortrefflicher Character, daß ich nur wünschen konnte, ihm noch näher zu treten, sein Sohn zu werden. — Einfach und stille ward die Hochzeit gefeiert, — — und ich kehrte bald darauf wieder nach New-York zurück. — — — Sechs Jahre nach der zweiten Verheirathung meiner Mutter überlies mein Stiefvater das Geschäft einem fremden Kaufmanne, — er hatte ja ein bedeutendes Vermögen erworben und konnte ganz anständig von seinen Capitalien leben. Er zog sich in's Innere des Landes zurück und kaufte später am Ohio ein kleines Gut, auf welchem er die Landwirthschaft betrieb. Ich hatte unterdessen viele Städte gesehen, mich als Kaufmann nach Kräften auszubilden gesucht, und wollte mich eben nach Europa einschiffen, als meine Mutter mir den Wunsch aussprach, ich möchte einige Zeit auf ihrem Gute zubringen. Die gute Mutter war in letzter Zeit etwas kränklich gewesen — eigentlich schon seit der Geburt meiner Schwester Auguste, — dem einzigen Kinde meines Stiefvaters — und wünschte sehn-

süchtig mich in ihrer Nähe zu behalten. — Ich stand von meinem früheren Vorhaben ab und reiste anstatt nach Europa, in die freundliche Flußebene des Ohio. — Ich fand Gefallen an der Landwirthschaft, steckte vorläufig die Kaufmannschaft auf und übernahm das Gut meines Stiefvaters. Bald darauf segnete meine gute Mutter das Zeitliche. Einer ihrer letzten Wünsche war, jenem Fremdling, den sie durch die Vorstecknadel als ihren Bruder erkannt und dem sie doch allein nur ihr Lebensglück zu danken hatte, persönlich ihr Dankgefühl ausschütten zu können, — dann aber — und dies ließ sie mich noch wenige Stunden vor ihrem Tode geloben, — dann aber sollte ich den Bruder in Europa aufsuchen, denn sie hatte nach langem Nachforschen nach Ihnen zufällig erfahren, daß Sie nach Europa zurückgekehrt seien. Dann sollte ich auch ihre nächsten Verwandte in Europa besuchen, ihnen Mittheilung über ihr Schicksal geben, ihnen rathen und helfen. — So kam ich denn nach Europa — nach Deutschland, — in die Heimath meiner theuren Mutter. — Ueberall erkundigte ich mich nach Ihnen, aber nirgends ward mir die gewünschte Auskunft."

„Das glaube ich gern," entgegnete mein Onkel, „denn mein Familienname ist „Steinwald," wie Sie wissen, — jetzt aber führe ich schon seit dreißig Jahren

den Namen „Schautreu,“ obgleich ich mir erst nach meiner Rückkunft vor sechs Jahren die Erlaubniß dazu erwirkte.“

„Das finde ich begreiflich, — wie kamen Sie aber dazu ihren Namen zu wechseln?“

„Ein ander Mal will ich Dirs ausführlich erzählen, — das ist eine gar eigne Geschichte,“ sagte mein Onkel. „Ich war von jeher ein wenig Sonderling, und da ich meine Schriften unter dem Namen „Schautreu“ herausgegeben hatte, so nahm ich später auch diesen Namen an. — Da ich so lange Zeit mein Vaterland nicht wieder gesehen, meinen Bekannten fremd wurde, und mein rechter Name auch gar nicht bekannt war, so ward mir das Loos der meisten Menschen, ich ward vergessen — ganz vergessen; — Niemand gedachte noch meiner. — — — Ob es wohl wirklich so ist;“ — setzte er dann nach einer kleinen Pause hinzu, und seine Augen funkelten lebhafter, seine Gesichtszüge schienen mir freundlicher, wie verklärt, und seine Stimme klang so weich, so herzgewinnend bewegt. „Ob sie noch meiner gedenkt — sie — die mein ganzes verfehltes Leben, Lieben, Ringen und Streben verschuldet; — ob sie daran denkt — wie wir vor dreißig Jahren glückliche, selige, fröhliche, herrliche Stunden gemeinsam verträumten! — — ob

sie daran denkt, wie sie mit kaltem Herzen den Frieden meiner Seele zerstörte, — wie sie mit einem Male meine ganze — ach, so schön geträumte Zukunft, vernichtete! — — — Oder ob sie nun aus blauem Aether vom hohen Himmelsdom herniederblickt, und mitleidsvoll eine Thräne um mich weint, ein Zeichen ihrer Schuld?!" —

Er hielt inne. — Der Wind spielte in seinen gebleichten Locken, — sein ernstes Gesicht hatte ein ehrwürdiges Aussehen. — Er schwieg lange, — dann raffte er sich rasch zusammen, sah unruhig umher, als sei er aus einem tiefen, tiefen, unruhigen, aber doch schönen Traum erwacht. —

„Kehre Dich nicht an mein seltsames, oft lächerliches Wesen, — ich bin etwas zerstreut, — und nun gar, wenn ich an Sie — — an meine Emilie — denke! — dann kämpfen Liebe und Haß, Treue und Verachtung, Wahrheit und Täuschung einen Kampf in meiner Seele, der zum Wahnsinn führen könnte, — dann wird es mir so unklar und dunkel — — —" Doch genug! — Lieber Neffe, verzeihe, verzeihe! — Sie war ja nur ein Mädchen; — — — aber sie war schön, sehr schön, — so lieb, so gut, so fromm, so sanft und herzig; — aber sie war dabei eitel, stolz, zum Verzweifeln gefallsüchtig, — sie war

verblendet, — verirrt — — — vielleicht an Allem unschuldig. — — Ein ander Mal mehr, mein lieber, theurer Neffe. — Wenn wir einmal öfter zusammen verkehrt haben, dann mehr von ihr, und von meinem Leben. — — — Der Hauptmann dort unten — Dein väterlicher Freund — hat sie auch gekannt, — — seine hartherzige, herrschsüchtige Schwester ward ihre Stiefmutter, und er spielte den Freund, bis ich in ihm den elendesten Kuppler erkannte, und wir auf immer von einander schieden, nachdem wir uns im Rohdacher Wäldchen duellirt hatten, wobei jeder eine Narbe davon trug. — — Wir wollen jetzt zur Stadt zurückkehren, und den heutigen Tag recht glücklich und feierlich begehen. — Du sollst mir recht viel von Deiner Mutter, von Deinem Stiefvater und Deiner Schwester erzählen. — O wie glücklich fühle ich mich, — welch eine Freude lacht mir noch in meinen alten Tagen entgegen."

Wir gingen Arm in Arm die Höhe herab, am Kurhaus vorbei, der Allee entlang nach Cannstadt. — Den ganzen Tag über waren wir zusammen. —

Viertes Kapitel.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie lieg't so weit, o wie lieg't so weit
Was mein einst war.

Fr. Rückert.

„Nun laß uns noch einen Spaziergang am Neckar machen, und dann erfülle Dein Versprechen, dem Hauptmann von Rohdach in der Laube Gesellschaft zu leisten.“

Mit diesen Worten forderte mich gegen Abend mein Onkel zu einem Gang in's Freie auf, nachdem wir fast den ganzen Tag über in einem Hôtel zugebracht, und uns die Bilder der Vergangenheit heraufbeschworen hatten. Er war äußerst munter geworden, und man konnte an ihm die Bemerkung machen, daß er sich auf einmal, wie durch neues Lebensfeuer be-

lebt, recht behaglich und glücklich fühlte. Ueber seine gegenwärtigen Verhältnisse hatte ich noch nichts erfahren, so auch nichts von den Beziehungen zwischen ihm und dem Hauptmann von Rohdach. Was ich wußte, ließ er mich schon am Vormittag auf dem Berge wissen. — Im Gegentheil, er schien absichtlich zu vermeiden ihn zu erwähnen, und wenn er zufällig seinen Namen nannte, so geschah dies nicht mehr in der vorherigen Bitterkeit, sondern mit einer gewissen Achtung und Milde.

„Die Ereignisse, welche Dich und mich in ein gewisses verwandtschaftliches Verhältniß zu dem Hauptmann bringen, sind so seltsam verwickelt, und rühren aus einer schon längst vergangenen Zeit," erwähnte er einmal flüchtig, „daß ich in der That nicht weiß, ob ich Dir rathen soll, in eine nähere Beziehung mit ihm zu treten. Er ist von altem Adel, er ist stolz, — und hat wohl auch manches auf dem Gewissen, was Deinen Eltern vor dreißig Jahren Schaden brachte. — — — Doch Du sollst Dich nicht nach mir richten. — Wir sind auf ewig geschieden; — ich hasse ihn nicht, ich verachte ihn nicht, — —, doch ich mag ihn nie mehr sehen — oder gar noch einmal mit ihm verkehren."

Mehr konnte ich von meinem Onkel nicht er-

fahren. Er sprach diese Worte mit sehr ernster Miene, mit einem Ausdruck von Wehmuth und Schmerz. — — Und doch zog es mich zu dem treuherzigen, biederen Soldaten hin; — um so mehr, da, wie ich vermuthete, wohl engere Familienbeziehungen zwischen uns obwalteten.

Wir traten aus dem Hôtel, und schritten dem Neckar zu. Stromaufwärts führt ein schmaler Fußpfad hart am Ufer hin. —

Ein schöner, ein freundlicher, ein herzgewinnender Abend war's. — Noch war die Sonne nicht ganz gesunken und bildete mit ihren letzten Strahlen in dem leichten, feurig glänzenden Abendgewölke eine schrecklich schöne, glühende Feueresse, ein wahres Feuermeer, ihr scheidendes Licht auf das liebliche Neckargebirge, auf die zahlreichen Dörfer, Kirchen, Landhäuser, Schlösser und Burgen werfend, und in den raschen Wogen des rauschenden Flußes ein wunderbar spielendes Schillern ausstrahlend. Aus der Stadt her tönte das Abendgeläute gar wundersam harmonisch zu dem manigfaltigen Glockenklang heimziehender Heerden, und rückkehrende Feldarbeiter jodelten ihre anziehende Volksweise, oder sangen ein bekanntes Lied von ihren Landsleuten Uhland und Schwab. Das war ein eigenthümlich reizendes Leben und Treiben, ein anmuthiges,

geschäftiges Herumtummeln, — denn schon stiegen dichte Nebel auf, und hüllten, nachdem die Sonne gesunken war, Berg und Thal in ihren herbstlichen Schleier. —

Wir gingen lange stumm nebeneinander, und mein Onkel schien mit mir dieselben ernsten Gefühle für derartige Natureindrücke zu theilen; — endlich hub er an:

„Wann wirst Du wieder zurück kehren?"

„Da ich Sie gefunden habe, so ist der eigentliche Zweck meiner Reise vollständig gelöst, und ich kann nach Amerika zurückkehren, wenn ich Lust dazu habe."

„Gut, ich begleite Dich," sagte er darauf kurz, aber entschieden, und sah mich mit einem wohlgefälligen Lächeln an, als wollte er aus meinen Zügen herauslesen, welchen Eindruck sein Entschluß bei mir hervorgerufen habe.

„Lieber, herzensguter Onkel!" rief ich frohlockend, schloß ihn in meine Arme, preßte ihn krampfhaft an mein Herz und wollte des Jubelns kein Ende nehmen. „Herzlich, tausendmal herzlich willkommen, — Sie reisen mit mir, Sie wohnen bei uns am Ohio, — Sie sollen recht glückliche, recht fröhliche Tage bei Ihrem Freunde, meinem Stiefvater verleben!" —

„Ja, mein lieber Junge, ich reise mit," — — —

rief er und schüttelte mir krampfhaft die Hand, indem sich eine Thräne aus seinem Auge stahl. — „Weiß der Teufel, wie ich mit einem Mal so leicht bewegt, ergriffen und tief gerührt bin. — — — Altes, altes, wundes Herz, nach dreißig langen, langen Jahren schwer erkämpfter Härte, wirst Du wieder weich, leicht beweglich, jung und lebensfroh? — Ja, wir reisen zusammen! — Mich fesselt nichts mehr an's Heimathland — ich will zurückkehren in die wilden Urwälder von Amerika, wo ich einstmals vor zwanzig Jahren heißhungrig und ängstlich nach Zerstreuung und Frieden suchte; — — — wo ich vergessen wollte, was ich doch einmal nicht vergessen konnte, — weil es über mein ganzes Leben entschied, weil es die Quelle namenloser Schmerzen wurde, die nie versiegen, nie vertrocknen wollte! — — Und wie konnte sie es auch, — war sie ja doch ein Strom aus dem grünen Walde der Erinnerung entsprungen, und als eine Rücksehnsucht nach jener duftenden, seligen, fröhlichen, hoffnungstrunkenen Frühlingszeit meines Lebens! — — — Ich reise mit!" rief er dann noch lebhafter, indem er stehen blieb und mich eine Weile anstarrte. Seine Augen funkelten lebhaft, seine Lippen bebten, sein Antlitz leuchtete Freude und Entzücken. — „Ja, ich bin nicht mehr der Alte; — ich bin wieder jung geworden

durch Dich, durch Deine Mittheilungen! — — — — Sag', lieber Oskar, liebst Du mich denn auch? — Wirst Du mich nie verlassen? — — Und wenn der Hauptmann von Rohdach Dich überreden könnte, mit ihm zu reisen, bei ihm zu bleiben, — wenn er in der Lage wäre, ganz dieselben Ansprüche auf Deine Liebe zu haben, wie ich, — Oskar, — was würdest Du thun?"

„Onkel," rief ich, durch seine seltsamen Fragen, mehr aber noch durch sein aufgeregtes Wesen erschreckt. — „Wie könnte ich Sie je verlassen wollen? — habe ich Sie nicht so sehr lieb gewonnen, will ich nicht Ihr treuester Neffe bleiben, Ihr aufmerksamster Reisegefährte, Ihr erkenntlichster, dankbarster Schützling, — — will ich mich nicht immer und ewig bestreben, Ihnen wohlgefällig und angenehm zu sein? — Haben Sie Grund Zweifel in meine aufrichtige Gesinnung zu setzen."

„Nein, das nicht, lieber Oskar," antwortete er bewegt, „aber es stieg so auf einmal ein beunruhigender Gedanke der Art in meiner Seele auf, — denn der Hauptmann von Rohdach ist der Bruder Deines Vaters."

„Nicht möglich," rief ich in der freudigsten Ueberraschung. „Der Hauptmann von Rohdach mein Onkel!"

„Ja, Dein Onkel," wiederholte er schwermüthig. — „Begreifst Du nun meine Sorge von vorhin?"

„Wie ist das möglich?" —

„Das ist eine traurige Geschichte, lieber Oskar," entgegnete er mir, „ich muß weit ausholen um Dir den Zusammenhang klar zu machen. — Ja, eine recht traurige Geschichte! — So höre. — Mein Vater war der Pfarrer einer armen Landgemeinde im Oberland. Er selbst hatte kein großes Vermögen, meine Mutter war von Haus aus arm, besaß aber viel Bildung, ein reiches Gemüth, und hatte durch das harte Schicksal ihrer Eltern reife und feste und sichere Lebenserfahrungen gemacht. Sie stammte von einer Emigrantenfamilie, die in der französischen Revolution fast Alles verloren und sich im Oberlande niedergelassen hatte. — Sie besaß nur diese einzige Tochter, — und diese ward bald eine Waise. Mein Vater, damals noch Vicar, lernte sie kennen, liebte sie und heirathete sie, sobald ihm eine feste und sichere Stelle ward. Sie lebten recht glücklich und zufrieden meine Eltern. — Ich besaß nur eine Schwester, welche fünf Jahre älter war als ich; nämlich Deine Mutter. — Acht Jahre nach seiner Verheirathung starb mein Vater. Ich war damals erst drei Jahr alt.

Unsere Mutter war eine arme, verlassene Pfarrerswittwe mit zwei noch unerzogenen Kindern. Sie bezog eine kleine Unterstützung, wir schränkten uns ein, — ach, wir führten oft ein recht armseliges, trauriges Leben. Nur eine dürftige Wohnung konnten wir beziehen, — denn das Pfarrhaus bezog meines Vaters Nachfolger, — und in den kalten, frostigen Winternächten war es erbärmlich jämmerlich, armselig in den kahlen, eisigen Wänden der kleinen Wittwenwohnung. — Brrr, mich durchfröstelt es heute noch, nach fünfzig Jahren, wenn ich an jene Zeit, an unsere damalige Noth, an unsere Entbehrung und Sorge denke; — an die eisig kalten Wintermorgen, wenn meine arme Mutter das Lager verließ und das, Abends zuvor gespaltene Holz zum Feuern gebrauchte, und die kleinen runden Fenster bis obenhinaus gefroren waren, und unser Hauch sich auf der Bettdecke zu einer eisigen, kalten und steifen Kruste gebildet hatte. — Im Sommer ging es schon besser, — wir beflanzten ein kleines Gärtchen, hielten uns viel im Freien auf, und arbeiteten fleißig zusammen in einer kleinen Laube, welche am Haus stand. — Wenn es zu dunkeln begann, setzten wir uns auf den Schoos der Mutter, sie erzählte alsdann von ihrer früheren Heimat, von ihrem Vaterlande, von ihren Eltern, und deren schwerem,

hartem Unglück. Sie lehrte uns dies und das, unterrichtete meine Schwester im stricken, nähen, häckeln, sticken — — kurz, in allen weiblichen Arbeiten; sie war sehr geschickt und hatte eine feine Erziehung in Frankreich genossen. Ich wuchs heran, — ward mit meinem fünften Jahre in die Schule geschickt, — meines Vaters Nachfolger fand bei mir einige Anlagen, und nahm sich darum meiner gründlicheren Ausbildung ganz besonders an, indem er mir erlaubte, dem Unterrichte, welchen er seinen beiden Söhnen und dem Kinde einer alten Adelsfamilie ertheilte, beizuwohnen. — Ich lernte vorzugsweise die alten Sprachen, und war schon im sechszehnten Jahre so weit herangebildet, daß ich mit meinen drei Kameraden die Universität besuchen konnte. Wir waren so ziemlich in gleichem Alter, doch war ich der Jüngste. — Du wirst fragen, wo meine Mutter auf einmal die Mittel hernahm, mich studiren zu lassen. — Du hast recht, denn die gute Frau hatte kaum so viel erschwingen können, um nur einigermaßen anständig zu leben. — — Unglücklichen sendet Gott jederzeit einen Retter in der Noth! — Und so war es auch bei uns. — Der junge Baron unter meinen Kameraden war der jetzige Hauptmann von Rohdach. Sein Vater hieß damals Herr von Rohdach-Weißen. Da er die junge Wittwe

eines Grafen von Weißen geheirathet und dadurch sein schon bedeutendes Vermögen sehr vergrößert hatte, so nannte er sich Herr von Rohdach=Weißen, sein rechter Familienname war von Rohdach. Er hatte einen Stiefsohn, Theodor von Weißen, welcher damals, als ich die Universität bezog, als Lieutenant in einem Dragoner=Regimente stand. Er war mit Leib und Seele Soldat, recht gebildet, fein erzogen, sittlich brav und bieder, und war trotz seiner Jugend recht lebenserfahren und gesetzt. Damals mochte er wohl vierundzwanzig Jahre zählen; — er ward bald darauf Oberlieutenant und nicht lange darnach durch eine kühne That im Schlachtfeld zum Rittmeister befördert. — Es war in jener sturmbewegten Zeit vor nicht ganz vierzig Jahren, als unser schönes Deutschland in der schimpflichsten Knechtschaft schmachtete, und allüberall unter dem erdrückenden Joche hervor, echt deutscher Sinn sich heimlich und verstohlen die Bruderhand reichte, wodurch ein muthiger, kühner Aufstand sich vorzubereiten begann. In jener wildbewegten Zeit bezog ich die Universität. Meine Mutter und Schwester folgten mir dahin, und bewohnten ein freundliches Gartenhaus vor der Stadt. Sie hatten Raum genug, um einige Kostgänger zu sich nehmen zu können, und konnten auch noch drei Zimmer an Studi=

rende abtreten. Meine Mutter that beides, und verschaffte sich dadurch einen kleinen Erwerb, indem sie ihren Miethsherrn eine wahre Pflegerin und Mutter wurde. Mein Freund von Rohdach und die beiden Pfarrerssöhne bewohnten zwei Zimmer, der Sohn eines Landdoctors nahm das dritte ein. Zwischen dem lustigen Baron und mir entspann sich ein recht inniges Verhältniß, wir schliefen beisammen, arbeiteten mit einander, besuchten dieselben Collège und waren immer unzertrennlich bei einander. Nur an zwei Stunden des Tags konnten wir nicht mit einander verkehren, und es hielt uns Anfangs in der That recht schwer, sich daran zu gewöhnen. Denn, obgleich der alte Herr von Rohdach-Weißen meiner Mutter jährlich eine kleine Unterstützung zufließen ließ, und der gute Pfarrer im Verein mit einigen edelmüthigen Freunden mir ein Stipendium erwirkte, so waren doch die Zeiten zu schlecht, als daß sämmtliche Einnahmen hinreichten, die laufenden Ausgaben zu bestreiten. Meine Mutter hatte in der Haushaltung vollauf zu thun, meine Schwester arbeitete Anfangs noch für die Leute und ich gab täglich an zwei freien Stunden jungen Anfängern Privatunterricht, welche Zeit mein Freund gewöhnlich in der Reit- und Fechtschule verbrachte. — Das fiel Alles, wie gesagt, in jene merk-

würdig bewegte Zeit; — Einquartirung, Durchmärsche, bald Feind, bald Freund, — wechselten fast täglich und boten der Jugend viel Unterhaltung, dem denkenden Bürger, dem sorgenden Familienvater schnürte es aber immer mehr und mehr das entrüstete Herz zusammen und erfüllte die Seele mit den gewaltigsten Gedanken für Freiheit und Rache. — Es war eine merkwürdig bewegte, eine thatenreiche Zeit! — — Wir mochten wohl ein Jahr schon in der freundlichen Universitätsstadt gelebt haben, als auch das Dragonerregiment, in welchem der Stiefbruder meines Freundes kurz zuvor zum Rittmeister avancirt war, die Stadt passirte und sich einige Tage daselbst aufhielt. Die Soldaten wurden einquartirt und man hieß sie herzlich willkommen, denn es waren Landsleute, und sie hatten sich im letzten Treffen recht tapfer geschlagen. — Wollte es der Zufall, oder lag es in der Absicht des Rittmeisters von Weißen, — kurz, meines Freundes Stiefbruder kam zu uns in's Quartier. — — Meine arme Mutter war sehr darüber erschrocken, weil sie gar nicht dazu eingerichtet war, einen so vornehmen Herrn aufnehmen zu können, doch das wackere, biedre und treuherzige Wesen des Rittmeisters hatte bald ihre Besorgnisse verscheucht, und wir schätzten uns alle glücklich, einen so liebenswürdigen, so leicht

befriedigten Gast bekommen zu haben. Er war ein hoher, stattlicher Mann, mit festen, aber nicht harten Gesichtszügen, mit einem ernsten, aber nur schwermüthig ernsten Blick, in seinen großen blauen Augen lag deutsche Biederkeit und Treue. Man sah es ihm an, daß er schon manche ernste, bewegte Stunde durchlebt habe, daß er aber bei den harten Schlägen des Schicksals stets mit Kraft und Würde, mit Muth und Ausdauer bestanden sei. Wir, mein Freund und ich, waren aber doch am Glücklichsten. Wir waren fast immer um ihn, — und wie jubelten wir, als Abends vor der festgesetzten Abmarschzeit ein Gegenbefehl kam und das Regiment auf unbestimmte Zeit bei uns bleiben mußte. Auch Herr von Weißen schien nicht unzufrieden darüber zu sein. — Schon am zweiten Tage seiner Einquartirung schien es mir, als habe er einiges Interesse für meine Schwester gewonnen. Ich sah ihn zuweilen traurig und ernst ihr gegenüber sitzen, meine Schwester war dann gewöhnlich still, ängstlich still und schüchtern. Sie sah unverwandt auf ihre Arbeit, und sah doch nicht recht auf dieselbe, denn sie machte Fehler über Fehler, und war manchmal so zerstreut, daß sie in die verdrießlichste Verlegenheit kam und ihr Kopf sich in ein tiefes Roth färbte. Sie sprachen nie zusammen, — ihre Blicke begegneten sich

nur selten, niemals ruhten sie anhaltend, fragend oder antwortend aufeinander, und doch war zwischen beiden in aller Stille, ganz ungeahndet ein geheimes Herzensverhältniß entstanden, ohne daß sie es sich selbst recht klar machen konnten. Es waren so vielerlei Umstände gegen dasselbe, es standen ihm so mancherlei Hindernisse im Wege! — Und doch entwickelte sich die kleine Flamme kaum erwachter Liebe alsbald von Stunde zu Stunde, ich möchte sagen von Minute zu Minute, zur vollsten Gluth der lebhaftesten Leidenschaft. So waren etwa acht Tage vergangen, als ich bei meiner Schwester, die seither, ganz gegen ihr gewöhnliches Temperament, sehr ruhig, still und zurückgezogen war, eine auffallende Veränderung bemerkte. Sie wurde gesprächiger, munter, zuweilen ausgelassen munter; — doch schien es mir manchmal, als sei ihre Heiterkeit mehr erkünstelt und keine rechte Wahrheit. Mir kam es vor, als drücke sie irgend ein hartes Weh, als beunruhige sie irgend ein schwerer Gedanke, den sie immer und immer wieder zu vertreiben suche. Endlich kam Alles an's Tageslicht! Sie war die Verlobte des Rittmeisters von Weißen, Deines Vaters, mein lieber Oskar."

„Ja, meines Vaters!" rief ich tief ergriffen. „Niemals erzählte mir die Mutter die Geschichte ihrer

Liebe; sie vertröstete mich immer auf reifere Jahre, und als ich herangewachsen war, da mochte sie sich wohl, zum zweiten Mal verheirathet, die Erinnerung an ihre erste Liebe, an Mutter und Bruder, an meinen Vater, und an jene goldne Zeit des seligsten, süßesten Glücks, nicht mehr so lebhaft vergegenwärtigen. — Fahren Sie fort, — erzählen Sie weiter, — Ihre Mittheilungen nehmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, — Sie machen mir nun so Vieles klar, Sie geben mir über so Manches Aufschluß, welches mir in meiner Kindheit bei den Erzählungen meiner Mutter immer ein geheimnißvolles, räthselhaftes Dunkel blieb. — O erzählen Sie weiter!"

„Recht gern," sagte mein Onkel, indem er stehen blieb, nach der Stadt sah und alsdann den Rückweg antrat. — „Vierzehn Tage mochte das Dragonerregiment in der Universitätsstadt gelegen haben, als eines Morgens der Befehl zum alsbaldigen Aufbruch eintraf. — Der Rittmeister war in die Stadt gegangen und brachte die Nachricht mit. Meine Mutter war in der Küche beschäftigt, meine Schwester saß im Wohnzimmer an einem Stickrahmen und ich war in dem anstoßenden Schlafgemach, dessen Thüre halb offen stand. — Ich hörte den Rittmeister kommen, eilenden Schritt's in das Wohnzimmer treten. „„Ar-

mes Mädchen!" rief er in der größten Aufregung meiner Schwester entgegen, „mein Engel, wir müssen uns trennen!""

„„O mein Gott," hörte ich antworten, und sah durch die Thürspalte, wie er sie umarmte und einen Kuß auf ihre Stirne drückte.

„„Soeben haben wir Befehl zum Aufbruch erhalten," sagte er weiter, „nur noch drei Stunden ist uns vergönnt beisammen zu sein. — Der Feind ist im Anzug, es wird bald zur entscheidenden Schlacht kommen, und so Gott uns gnädig ist, bleiben wir Sieger und jagen die fremden Tyrannen aus den deutschen Gauen. — — Weine nicht gute Sophie, Gott ist mit uns — er beschützt unsere Liebe, wir werden uns bald wiedersehen, und siegreich alle Gefahren und Hindernisse bestehen, die uns ein hartes, unerbittliches Schicksal entgegen führt. — Aber verzage nicht, — ich habe Dir ewige Treue gelobt, vertraue meinen Worten: denn nur der Tod kann mich von Dir trennen."" —

„Er hatte diese Worte mit einer bewunderungswürdigen Ruhe gesprochen. Man fühlte aber die Wahrheit und aufrichtige Gesinnung herzgewinnend und überzeugend heraus. — Mir war so manches, was in diesen Worten lag, damals noch unklar und

unverständlich; — auch überraschte mich der Auftritt zu sehr, als daß ich hätte alles sogleich fassen können; — meine Schwester lag schluchzend an seiner Brust.“ —

„„Wir wollen Deiner Mutter unser Verhältniß eröffnen,“ rief er mit unbeschreiblicher Innigkeit, „wir wollen uns ihre Zustimmung erbitten. — Du bist meine geliebte Braut, und sollst es bleiben, bis ich Dich zum heiligen Traualtar führen kann. — Fürchte nicht die Macht lächerlicher Vorurtheile, wie sie vielleicht meine Familie heraufbeschwört, — ich bin selbstständig und bin Mann.““ —

„„O ich traue Dir,“ rief meine Schwester, „ich werde Dir ewige Liebe und Treue bewahren. Ich liebe Dich so sehr, daß mich nichts in der Welt von Dir trennen soll. — Ich folge Dir überall hin, wohin mich Deine Liebe, Dein männlicher Character führt. — Sprich mit der Mutter. — —““

„Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme. — Er ließ sie sanft nieder, drückte einen Kuß auf ihre Lippen, und verließ schweigend das Zimmer. —“

„Es währte einige Zeit, bis er mit der Mutter in's Zimmer trat. Sie schien sehr bewegt. — — Sophie eilte in die Arme ihrer Mutter, — beide weinten laut, — — der Rittmeister trocknete Thränen von den Wangen.“

„Meine Mutter hatte gegen dieses Verhältniß nichts weiter einzuwenden," erzählte mein Onkel nach einer kleinen Pause weiter. Auch ihn hatte die Erinnerung an jene längst vergangene Zeit tief erschüttert, er unterdrückte verstohlen eine Thräne und fuhr fort:

„Meine Mutter hatte gegen dieses Verhältniß nichts weiter einzuwenden, als auf mancherlei Gefahren, Drangsale und Vorurtheile aufmerksam zu machen. Der Rittmeister aber wußte ihr Alles so überzeugend auszureden, daß die besorgte Frau ruhiger wurde, ja sich recht sehr über das Glück ihrer Tochter freuete. — Vorerst sollte der stolzen Familie des Rittmeisters keine Mittheilungen von dem neuen Verhältniß gemacht werden, — es sollte vor der Welt ein tiefes Geheimniß bleiben. — — Wie schnell verrannen damals die wenigen Stunden, welche er noch bei uns sein konnte! — Meine Mutter bereitete das Mittagsessen, das heute außerordentlich gut werden sollte, und war anhaltend in der Küche beschäftigt und ich hatte mich unbemerkt durch ein Seitengemach, und von da durch die Geräthekammer aus dem Staube gemacht, — — einestheils um die Liebenden ungestört zu lassen, anderntheils aber auch um einige Flaschen Wein zur Verherrlichung dieses Tages

herbei zu holen. — Es ward Mittag, — — wie mögen die Augenblicke den Liebenden so schnell dahin geeilt sein. — Nach Tisch sollte das Regiment ausrücken. — Das war ein Mittag! — Ich vergesse ihn in meinem Leben nicht. — Meine arme Schwester, — wie sie weinte und jammerte. — Ihr Geliebter zog in's Feld, — bald mußte es zu einem Treffen, — zu einer blutigen Schlacht kommen, — — zu einer entscheidenden Schlacht, entscheidend sowohl für das arme geknechtete Deutschland, als auch für meine Schwester; die mit klopfendem, ängstlich beklommenen Herzen den ersten Nachrichten des Geliebten entgegen harrte. O, dieß ist ein entsetzlich peinliches, drückendes Gefühl! — Wir waren von dem Kummer meiner Schwester Alle hingerissen, — das ganze Haus trauerte, obgleich außer meiner Mutter und mir Niemand von dem Geheimniß wußte. — Doch auch die schwere Stunde der Trennung ging vorüber, — auch die Thränen des Abschieds wurden getrocknet, — — es vergingen Tage, Wochen, Monate, — — schon war fast ein Jahr dahin gerollt, seit jenem Nachmittag der schmerzlichen Trennung, aber noch immer waren keine Nachrichten von dem Verlobten eingetroffen. — Frankreichs Herrschaft ward immer drückender, — das schmähliche Joch immer härter, schimpflicher, unerträg-

licher; — aber im Geheimen entwickelte sich die allgemeine Erbitterung aufs Höchste; der Zorn, die Wuth des Volkes wuchs zur Riesengewalt empor. — — Die Schmach war entsetzlich, — das Unglück des Volkes war ungeheuer groß. — Geheime Polizei-Agenten, französische Söldlinge, meistens die gemeinsten Knechteseelen, schlichen lauernd durch Deutschlands Gauen, und griffen mit gieriger Hast jedes verdächtige Wort, jeden zweideutigen Blick auf, und brachten in kriechender Augendienerei Alles vor die fremdherrschaftliche Polizei, was ihnen nur in irgend einer Weise verdächtig erschien. Hunderte von Familien wurden auf diese Weise unglücklich, — aber die Erbitterung ward auch auf's Höchste gesteigert. Alles ward davon ergriffen. — — Es war eine harte Zeit! — — — Damals war's, als es mit einem Mal in unserer seitherigen Lebensweise eine plötzliche Veränderung geben sollte. Es war um Mitternacht als wir durch ein heftiges Klopfen am Laden erwachten und erschrocken nach der Ursache forschten. — Der Rittmeister von Weißen stand draußen, und bat dringend um Einlaß. — — — O Gott, wie hatte sich der wackere Mann seit einem Jahre verändert. — Das sonst blühende, Gesundheit strotzende Gesicht desselben war bleich, verstört, von Spuren des

Kummers durchfurcht, der sonst so lebhafte Blick war schwermüthig finster. — Du kannst Dir unseren Schreck vorstellen. — Meine Schwester sank ohnmächtig in seine Arme. — — Er war fast ein ganzes Jahr Kriegsgefangener gewesen. Das Unglück hatte gewollt, daß sein Regiment von einigen Abtheilungen Infanterie im Rücken heimlich überfallen wurde und fast Alle die sich dem Feinde entgegenstellten in Gefangenschaft geriethen. Der Rittmeister von Weißen war einer der entschiedensten Franzosenfeinde; die geheime Polizei hatte das schon längst herausgebracht und sich erkühnt, einen tapferen deutschen Officier anzuklagen, und ihn nach einer jämmerlichen Gefangenschaft zum Tode zu verurtheilen. — — Das Todesurtheil war bereits vom Kaiser bestätiget und sollte am folgenden Tag durch eine Abtheilung Grenadiere vollzogen werden, — da fügte es der Himmel, daß um Mitternacht ein entsetzliches Gewitter herannahte und ein fürchterlicher Sturm sein schauerliches Spiel zu treiben begann. Der Augenblick war, wie von Gott gesandt, günstig zu einem Fluchtversuch. — Er gelang ihm. — Unter den jämmerlichsten Entbehrungen und erschrecklichsten Begegnungen kam er nach wochenlangem heimlichen Flüchten auf das Familienschloß seiner Eltern. Es lag französisches Mili=

tair in demselben. — Mit Mühe nur konnte er sich drei Tage versteckt halten, und alsdann seine Flucht fortsetzen. — — Er entdeckte damals seiner adelstolzen Mutter das Verhältniß mit meiner Schwester, wie ich erst einige Jahre später erfuhr. Sie war, wie sich denken läßt, entschieden dagegen. — Sie drohte mit einer Enterbung — er blieb seinem Schwur getreu. — Es war ein entsetzlicher Familienauftritt, — die jähzornige, stolze Frau war außer sich vor Wuth, — der Sohn ward enterbt. — Der Stiefvater war milder gestimmt, vielleicht auch nur um einigen Vortheil aus der Sache zu ziehen. — Er machte dem Rittmeister den Vorschlag, das Vaterland zu verlassen und nach Amerika auszuwandern, und erklärte sich bereit, gegen einen bedeutenden Nachlaß, seinen Vermögensantheil herauszugeben. — — Man wußte damals nicht, wie lange noch das französische Regiment dauern werde, und der geheimen Polizei mußte der geheimste Schlupfwinkel des armen, verfolgten Rittmeisters am Ende bekannt werden. Kam er wieder in ihre Gewalt, so war er rettungslos verloren. — Dein Vater nahm daher freudigen Herzens den vermittelnden Vorschlag seines Stiefvaters an, die Mutter, die sich aus ihm nie viel machte, weil sie in erster Ehe sehr unglücklich gelebt hatte, gab auch

ihre Zustimmung; — und von meiner Schwester wurde nicht weiter gesprochen. — In der Nacht verließ der arme Rittmeister, der halbverstoßene Sohn, das Familienhaus für immer, sein kleines Erbtheil bei sich führend, und kam auf Umwegen endlich bei uns an, — um mit meiner Schwester die Flucht nach Amerika fortzusetzen. — Er hatte Freunde im Verborgenen, die durch deutsche Spionen von seiner Noth unterrichtet waren, — es waren Glieder des damals weitverzweigten Tugendbundes. Sie riethen ihm zu bleiben, — man wollte ihn geheim halten, — man beschwor ihn; — — aber Alles war vergeblich. Der Mißmuth über das unwürdige Benehmen seiner Mutter quälte ihn so sehr, daß ihm selbst das Vaterland verleidet wurde. Auch machte ihn die Liebe zu Deiner Mutter taub für den wohlgemeinten Rath seiner Freunde. — Sie verschafften ihm einen Paß mit fremdem Namen und ebenso für meine Schwester, als seine Gattin. — Der Jammer meiner Mutter war groß, — sie war untröstlich. — Doch, was blieb anders übrig? — Es war Gefahr auf jeder Minute des Verzugs. — Der Rittmeister von Weißen ward überall mit Steckbriefen verfolgt — er mußte das Vaterland verlassen. Sein Incognito ward ihm an der Seite einer Gattin leichter, meine Schwester liebte

ihn unaussprechlich, sie wollte sein Schicksal theilen und war kurz entschlossen dem Gatten nach Amerika zu folgen. Wie durfte meine Mutter dagegen sein, — sie hatte in die Verlobung gewilligt, der Rittmeister verlangte den Preis seiner Liebe. — — In aller Eile ward das Nöthigste geordnet, — im Geheimen eine Trauung vorgenommen, — und schon zwei Tage später fand die Abreise statt.“ — — — —

Mein Onkel schwieg. — Wir waren in die erleuchteten Straßen der Stadt gekommen. — In seinen Augen glänzten Thränen. — Er war traurig und verstimmt. — — Auch ich war tief erschüttert von dem Schicksal meiner guten Eltern. Ich wagte das Schweigen nicht zu unterbrechen. Wir schritten so eine Weile nebeneinander, dann fuhr er in weicher, sehr bewegter Stimme fort:

„Das war ein Abschied, lieber Oskar. — Mit Wehmuth und Trauer denke ich daran, denn er ward die Ursache von all dem Leid und Weh, das mir spätere Jahre brachten, und das noch bis heute wie ein zehrender Wurm an meinem Herzen nagt; — er beschleunigte das Ende meiner theuren Mutter, — er zerrüttete unser friedliches Familienleben, zerstörte für immer unseren Frieden. — Meine arme Mutter ward nie mehr recht froh; — sie trauerte immer; Sorgen

und Kummer wollten uns nicht mehr verlassen. — Ach, es war Alles, Alles anders geworden. — — — — In der frühesten Morgenstunde waren Deine Eltern abgereist, — gegen Mittag schon kamen französische Gensd'armen und durchsuchten das Haus. Die geheime Polizei hatte den Aufenthalt Deines Vaters herausgebracht; doch kam sie diesmal zu spät. — Meine Mutter sollte verhaftet werden. Ich widersetzte mich dieser Anmaßung entschieden. Man ergriff mich und schleppte mich auf's Polizei-Amt, während meine Mutter unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. — Man warf mich ohne Verhör in ein finsteres Loch, ich schmachtete einige Tage bei Wasser und Brod, bis ich mir eines Mittags die Unvorsichtigkeit des Gefangenwärters zu Nutze machte, und entfloh. — — Ich hatte dem Sohn eines reichen Gutsherrn, der eine gute Stunde von der Stadt im Gebirge seine Bauerei hatte, Privatunterricht ertheilt. Der Junge besuchte das Gymnasium. Ich war schon einige Mal mit ihm hinausgegangen und mir wurde stets eine sehr liebreiche Aufnahme bei den Eltern. Besonders von Seiten der Frau Kleeherz, einer feingebildeten, liebevollen und frommen Dame, die aber etwas kränklich war, und viel unter dem rohen, ungebildeten Wesen ihres Gatten leiden mußte, jedoch ihr Schicksal mit christlicher Er-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

gebung ertrug. — — Dahin floh ich in meiner Herzensangst, nachdem ich meine Mutter in aller Eile davon unterrichtet hatte. — Mir wurde die erwartete gute Aufnahme. — Ich mußte einen ganzen Winter da verbleiben. — Ich hatte mich in den Anzug eines Oekonomen gesteckt und ward auf einmal ~~ein rechter~~ Landwirth. Meine Mutter sah ich während der Zeit nicht; — ich konnte weder zur Stadt hinab ohne erkannt zu werden, noch durfte sie, wollte sie meinen Schlupfwinkel nicht verrathen, den Hof besuchen. — Demongeachtet hörte ich fast täglich von ihr, aber nichts, was mich beruhigen, was mich heiter und froh stimmen konnte. — Der Baron von Rohdach-Weißen entzog wegen meiner Schwester seine ferneren Unterstützungen, — die Wittwengelder blieben aus, denn die Kassen waren durch die vielen Kriegskosten leer und arm, und der Gram zehrte an ihrem Herzen. Ich konnte wenig helfen, obgleich mir Herr Kleeherz eine kleine Bezahlung für meine Arbeiten zufließen ließ. — — Damals nagte die Verzweiflung an meiner Seele, ich lag oft in Thränen gebadet auf meinem Lager. Ein guter Geist gab mir dann endlich den Gedanken ein, ich könnte eine Geschichte schreiben, und diese, wenn auch nur für eine Kleinigkeit, verkaufen. — Damals ergriff ich zum ersten Mal die Feder um als

Literat in die Welt zu treten. Ich schrieb meinen ersten Roman — er brachte mir einige hundert Gulden ein. — — Aber der kleine Erlös kam zu spät, meine Mutter starb in Folge der letzten Ereignisse aus Kummer und Gram. — Ich wurde eines Abends spät noch zur Stadt gerufen, — meine Mutter lag am Sterben! — sie verschied in derselben Nacht. — Ich hatte viel zu ordnen, — es war Frühjahr, — Napoleon in Rußland geschlagen, ganz Deutschland in Feuer und Flamme für die Rettung aus dem schmählichen Joch fremdherrschaftlicher Gewalt. — — Ich ging nun zu einem Freikorps. — Mein Freund, der alte Hauptmann von Rohdach trat in das Dragonerregiment seines Bruders, in welchem Regimente schon seit undenklichen Zeiten immer ein Herr von Weißen gestanden hatte. — — Es kam die Schlacht von Leipzig. — Das waren heiße Tage, lieber Oskar! — Ich ward schwer verwundet, und hatte über ein halbes Jahr zu thun, bis ich wieder vollständig hergestellt war. — Mein Freund kam glücklich durch, — er zog mit der Armee nach Frankreich, er kämpfte später noch bei Waterloo, wo er sich sehr auszeichnete und eine Schußwunde erhielt, die ihm bis in die zwanziger Jahre viel, viel zu schaffen machte. — Er wurde als Hauptmann pensionirt. Wie das kam, —

ob in Folge seiner Wunde, oder wegen irgend eines dienstlichen Vergehens, das weiß ich nicht, ich habe nie etwas Näheres darüber gehört; — er wurde kurz vor meiner Abreise nach Amerika zur Infanterie versetzt, und als ich nach beinahe dreißig Jahren zurückkehrte, war er ein pensionirter Hauptmann, indem er, wie ich hörte, bald nachdem er zur Infanterie versetzt worden war, pensionirt wurde."

„Ihre Mittheilungen sprechen mich ganz außerordentlich an," sagte ich, als er schwieg und mit seiner Erzählung zu Ende schien.

„Es ist dieses das Schicksal Deiner Eltern, — und mein Verhältniß zu dem Hauptmann von Rohdach," bemerkte er ernst vor sich hin. „Dieses ist Alles im Frühlinge unseres Lebens passirt, aber jene Zeit steht mir noch so lebendig vor der Seele, als wenn es sich erst gestern zugetragen hätte."

„Sie wollten mir auch Ihr Zerwürfniß mit dem Hauptmann erzählen," bat ich ihn.

„Ja, — — das wollte ich, — — doch heute nicht mehr, ein andermal," — entgegnete er mir in abbrechender Weise.

Wir waren in unseren Garten getreten. Die Nacht war eingebrochen; die Sterne glänzten wie Abends zuvor, das Rauschen des Neckars schallte

wieder weithin, und in der Laube leuchtete das klare Licht der Lampe, bei welchem der ehrwürdige Alte saß, gerade so wie ich ihn am Abend zuvor angetroffen hatte, — aber in mir, in meiner nächsten Umgebung hatte sich viel, viel verändert. — —

„Nun gute Nacht," sagte mein Onkel, indem in seine Gesichtszüge wieder jener kalte, theilnahmslose, wenig ansprechende Ausdruck der vorhergegangenen Tage zurückkehrte. „Onkel Rohdach wartet Dein, — unterhalte Dich gut, — gib Dich ihm zu erkennen, — — morgen sehen wir uns wieder. — Gute Nacht!"

Er drückte mir herzlich die Hand und eilte in's Haus.

„Gute Nacht, — gute Nacht," rief ich gedankenvoll, ihm noch lange nachschauend. Ich hatte heute so unendlich viel erlebt, gehört, — ich war in nie zuvor geahnte Beziehungen zu zwei Männern getreten, die mich mit der seligsten, reinsten Freude erfüllten, und doch auch schwermüthig, tiefbetrübt und traurig stimmten. Diese beiden Männer, einst die besten Freunde, waren sich jetzt feind. — Es mußte ein merkwürdiges, gewaltiges, — ein folgenschweres Ereigniß zwischen Beide getreten sein, das zwei so kräftige, biedere Naturen auf einmal mit

kalter Hand entfremden, auf immer entzweien konnte. — Dies Alles beschäftigte meinen Geist — und mein Herz pochte in der seligsten Freude bei dem Gedanken, daß es mir vielleicht gelingen könnte sie wieder zu versöhnen. — —

Fünftes Kapitel.

Wohl sendet die Sonne manch' freundlichen Blick,
Wohl leuchten uns himmlische Tage,
Doch waltet auf Erden kein reines Glück,
In die Lust stets mischt sich die Klage.

B. Brach.

Ich stand noch lange in solchen Betrachtungen vertieft; — ich war, wie nie zuvor, bewegt.

„Ach, Herr Fritz," rief mir der Hauptmann entgegen, „Sie sind sehr nachdenkend. — Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet? — Doch keinen Streit gehabt, mit dem da oben, in seinen vier kahlen Wänden! — — Hahaha, etwas nicht so gar Seltenes. — Mit Literaten geräth man leicht in Streit, — doch gibt's auch versöhnliche Naturen, unseren Schautreu rechne ich weniger dazu, als — — hahaha."

„Als den Studenten Steinwald," rief ich ihm

etwas gereizt entgegen; doch sammelte ich mich gleich wieder, indem ich herzlich hinzufügte: „nicht wahr, ich habe recht?“

„Donner und Teufel! — so hat er Ihnen erzählt?“ — rief der Alte indem er seinen schwarzen Bart strich, und mich fragend ansah. „Sie sind recht bekannt mit ihm geworden — — und in so kurzer Zeit.“ —

„Sollte ich nicht? — Finden Sie das unnatürlich, wenn Sie erfahren.“ — — Ich hielt inne und beobachtete nicht ohne inneres Wohlgefallen den spöttischen Zug, der sich zu einem ironischen Lächeln um seine Lippen bildete.

Er schien meine Beobachtung zu bemerken, denn er platzte auf ein Mal mit einem herzlichen Gelächter los und rief:

„Wenn ich erfahre, daß Sie alte Bekannte sind, — daß Sie vor vielen Jahren schon, in den Urwäldern von Amerika, mit den rothhäutigen Wilden zusammen die Friedenspfeife geraucht haben, — wenn ich erfahre — — hahaha.“

„Ich wette Sie nehmen die Sache ernster, wenn ich Ihnen sage —.“

„Nun?“ unterbrach er mich, noch immer lachend und in der besten Laune, indem er sich die Augen trocknete. „Nun, nun?“

„Herr Steinwald, genannt Schautreu ist der Bruder meiner Mutter — — — er ist mein Onkel!"

„Was!" rief der Hauptmann auf's Höchste überrascht, und in einer ganz anderen Stimmung, wie er bisher redete. „Ihr Onkel?!" —

„Ich bin der Sohn des Hauptmann von Weißen, — der Enkel der Frau Gräfin von Rohdach-Weißen!"

„Barmherziger Gott, — so wäre ich ja auch Dein Onkel," rief der Hauptmann mit bebender Stimme, und schloß mich frohlockend in seine Arme. —

„Welch' eine wunderbare Fügung des Himmels," rief er voll Freude. „Er hatte Sie erkannt, oder wie kam es, daß Sie Ihre nahen Beziehungen herausfanden? Denn mein Bruder nannte sich nicht mehr Weißen; — er hatte auf der Flucht seinen Namen gewechselt, und den Angenommenen für immer beibehalten. Dein Familienname ist Fritz? sicher nahm er diesen Namen an. — Wir haben niemals Nachrichten von ihm erhalten. — Mir lag sein Schicksal recht am Herzen, — ich habe mich oft nach ihm erkundigt, — aber Alles war vergebens, — nie habe ich auch nur die geringste Spur von ihm erfahren können. — — Meine guten Eltern hatten damals unrecht — aber die Zeit, die Verhältnisse, die kritische Lage, die Unsicherheit, seine Liebe zu

Sophie Steinwald, — das Alles kam zusammen und rechtfertigte einigermaßen ihre Handlungsweise, — dazu kamen noch mancherlei Familienverhältnisse — — — Doch erzähle mir, wie sich das Alles zutrug, wie es meinem armen, schwergeprüften Bruder erging. — Du sagtest Deine Eltern seien todt, — — erzähle mir ihre Schicksale."

Er war in keiner geringen Aufregung. Seine lebhaften Augen glänzten vor innerer Bewegung, seine Lippen zitterten krampfhaft und seine Stimme nahm einen bebenden, ängstlich beklommenen Ausdruck an. Er sprach außerordentlich rasch, mit vielen Absätzen, als müsse er Athem schöpfen, als müsse er sich sammeln. Meine Hand hielt er krampfhaft in der seinen, und sah mich unverwandt an.

Ich erzählte ihm von meiner Mutter, von meinem Vater, — von der traurigen, armseligen, dürftigen Lage meiner Eltern; — wie mein Vater mit knapper Noth seinen täglichen Unterhalt verdienen konnte, weil er kränklich war und das dortige Clima nicht vertragen konnte. Bei einem Schiffbruch hatten meine Eltern nichts als ihr Leben gerettet. — Ihre Baarschaft war dahin; Verwandte oder Bekannte entbehrten sie in der neuen Welt. — Endlich fand mein Vater auf dem Gute eines Deutschen, unweit Phila-

delphia, eine Verwalterstelle, — es schienen bessere Zeiten kommen zu wollen, — da starb mein guter Vater, eine Wittwe mit einem kaum zweijährigen Söhnchen hinterlassend. — Ich erzählte ihm diese Jammergeschichte in der schlichtesten Weise; kurz, mehr andeutend als ausführend. Dann wie ich unter der sorgsamsten Pflege meiner Mutter heranwuchs, — wie sie mich lesen, schreiben und rechnen lernte, — wie sie mir von ihrer Heimath, von vergangenen Zeiten erzählte, — wie ich so glücklich war, wenn sie mir von den vielen Sagen und Mährchen der deutschen Gauen erzählte, und mein junges Herz voll Sehnsucht trunken wurde, auch einmal dahin zu ziehen, die duftigen Wiesengründe, schattigen Waldungen, freundlichen Thäler, Berge, Flüsse und Bäche, die ländlich anmuthigen Dörfer und ehrwürdigen Städte zu sehen. Mir wurde das Herz bei meiner Erzählung so voll, so wonnetrunken, so über und über selig, daß es hätte zerspringen mögen. Der Hauptmann hörte mir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, — sein Blick ruhte mit einer unbeschreiblichen Lust auf mir. — Von meiner Mutter muß ich besonders warm gesprochen haben, — meinen Vater kannte ich nicht, — denn seine Augen wurden feucht, und als ich einmal inne hielt, mir selbst eine Thräne zu trocknen, da

ergriff er das Wort, mir herzlich die Hand schüttelnd:

„Ja, lieber Neffe," sagte er, „Deine Mutter war ein wackres Weibchen, — ich kannte sie zwar nie als Frau, aber ich dachte mir so manchmal in der Stille, wenn ich sie so fleißig und eifrig an der Arbeit traf und ihr keine Mühe zu viel, keine Last zu groß war, — „sie wird einst ihren Mann glücklich machen: sie bringt ihm mehr, als was Geld und Schätze werth ist, sie bringt ihm einen häuslichen Sinn, ein reines Herz, ein sittsames Betragen, ein bescheidenes Wesen und viel Religiösität. Das sind die Grundpfeiler eines wahren Familienglücks, — diese können einen rechten, wahren, männlichen Charakter allein nur glücklich machen. So war Deine Mutter. Dabei war sie auch munter, sang und jubelte, wenn es sich schickte, und hing an ihrer wackeren Mutter mit großer Liebe, nicht weniger an ihrem eigensinnigen Bruder, mit dem wir Beide dieser Tage doch einmal ein ernstes Wort reden wollen." —

„Mir ganz aus der Seele gesprochen, lieber Onkel," jubelte ich frohen Herzens.

„Alt genug ist er, um dem Rathe vernünftiger Menschen einmal nachgeben zu können," fuhr der Hauptmann fort, „Geschichten, welche sich vor dreißig

Jahren zutrugen, können alte Freunde doch nicht ewig entzweien, und sie hienieden für immer trennen! — Schon manchmal suchte ich mich ihm zu nahen, das alte Verhältniß unserer Jugendzeit wieder anzuknüpfen, aber da wird er ärgerlich, verdrießlich, mürrisch, grob, — und ich werde ironisch, spöttisch, sarkastisch, wenn ich ihn so ansehe, und er eine finstere, verteufelt unzufriedene Miene macht. Er ist ein närrischer Kautz. Seine Reisen haben ihn ganz anders gemacht. Sein Leben in den Urwaldungen am Ohio oder Missisippi, bei den Wilden und verwilderten Europäern hat ihn so sonderbar umgestaltet. — Sechs Jahre sind's diesen Sommer gewesen, als ich, wie ich dies schon seit zwanzig Jahren zu thun pflege, Baden-Baden besuchte. Eines schönen Tags gehe ich in den Anlage spazieren. Da begegnet mir ein fremder Herr in den Fünfziger Jahren, der mir sehr bekannt schien. Auch ihm müssen meine Gesichtszüge aufgefallen sein, denn wir blieben eine Weile einander gegenüber stehen und starrten uns mehr überrascht als verwundert an. — Der Fremde mußte mich seinem Benehmen nach erkannt haben, denn er wollte sich eben entfernen, als ich ihn in demselben Augenblick anredete. „Wen habe ich die Ehre?" fragte ich, „ihre Gesichtszüge sind mir so bekannt." „Kann

sein, ich glaube schon," gab er etwas zerstreut zur Antwort, und im Weggehen sagte er: „Ich kenne Sie sehr wohl, Herr von Rohdach-Weißen." — — Er verschwand im Gewühl zahlreicher Spaziergänger, — es war mein ehemaliger Freund Steinwald. Ich erkundigte mich nach ihm, und hörte daß er erst eben von Amerika, nach einer mehr als zwanzigjährigen Abwesenheit, zurückgekehrt sei, sich Schautreu nenne und ein ansehnliches Vermögen besitze. Er war noch an demselben Tage abgereist, wohin? — das konnte mir Niemand sagen. — Zwei Jahre hernach traf ich ihn abermals in Baden, — sobald wir uns gefunden und erkannt hatten, reiste er ab, diesmal folgte ich ihm. — Ich fand meinen Gefallen an dem Sonderling. — Er ging nach Wiesbaden. Wir logierten zusammen in einem Gasthaus; — ich rückte ihm auf's Zimmer, bot ihm eine Versöhnung an — — erhielt aber eine abschlägliche Antwort; — und am folgenden Tage war der eigenthümliche Kauz verschwunden. Er hatte seine Rechnungen bezahlt, — kein Mensch konnte mir seine Reisetour angeben. — — Vor einigen Wochen traf ich ihn zum dritten Mal in Baden-Baden. — Er wohnte bei einem alten Universitätsbekannten. — Wir fanden uns im Kurhaus — — mich sehen und den Ort verlassen, war

das Ergebniß weniger Augenblicke. — Er reiste nach Frankfurt, wie ich bei seinem Hauswirthe erfuhr. Ich war schon früher mit diesem zusammen gekommen, wir kannten uns von der Universität her. Er war Arzt, und hatte eine recht ansehnliche Praxis. „Sie kommen zu spät, mein lieber Hauptmann," rief mir der Doctor freundlich entgegen. „Sie suchen gewiß Ihren alten Freund Steinwald, meinen Freund Dr. Schautreu. — Er ist vor einer Stunde abgereist, zunächst nach Frankfurt, wo er mit einer Buchhandlung Geschäfte zu machen gedenkt, dann wird er wie jedes Jahr, am ersten October in Cannstadt eintreffen. Dort bezieht er immer ein und dieselbe Wohnung bei dem Gärtner Henkel, nicht weit vom Neckar." — Wie natürlich war ich dem alten Bekannten für seine Mittheilungen recht dankbar. Ich entschloß mich kurz, dem eigensinnigen Jugendfreunde abermals einen Streich zu spielen. Ich hatte nichts zu verlieren, — ob in Baden oder Cannstadt, das war mir so ziemlich eins, — und so verließ ich eines schönen Morgens den sehr besuchten Badeort in seiner herrlichen Lage, dem lieblichen, freundlichen Neckargebirge zureisend. — — Du kannst Dir die Ueberraschung unseres seltsamen Literaten denken, als er mich hier traf. — Hahaha. — Ich dachte er

würde gleich wieder abreisen, — doch scheint er hier zu sehr eingebürgert und gewöhnt, als daß er sich so leicht zur Weiterreise entschließen könne. — Wenn ich ihn jetzt, unter Deiner Beihülfe, nicht zur Versöhnung bringe, dann unterlasse ich's für immer, doch erzähle mir weiter. — Dein Vater starb so früh, — Euch Armen erging es so schlecht — und wie hatte es der gütige Gott gefügt, daß Du jetzt in besseren Verhältnissen bist?"

„Bei Gott, eine wunderbare Fügung des Himmels!" rief ich, und erzählte nun das harte Benehmen des Gutsherrn gegen meine Mutter, — die Scene jener mondhellen Nacht in den Anlagen von Philadelphia, wie sich der Menschenfreund meiner angenommen, wie er für meine Mutter sorgte, wie er unser Glück gründete. — — Wie groß ward aber seine Ueberraschung, als ich ihm die Erkennungsgeschichte mit der goldnen Vorstecknadel mittheilte. — Da nahm der Hauptmann sein schwarzes Sammetkäppchen vom gebleichten Haupte und rief mit bebender Stimme, indem er sich erhob, „Gott sei Ehre und Preis, — wie er so wunderbar der Menschen Schicksale leitet; — seine Rathschlüsse sind unerforschlich — aber ewig gerecht!"

Eine Pause stiller Andacht folgte. Der erhabene Ernst seiner Worte hatte auch mich hingerissen.

„Ja wir müssen uns versöhnen!" rief er dann. „Der Himmel hat Dich gesandt, Du mußt die Sache so einleiten, daß wir ihn zur Versöhnung bringen. Jedoch mit Vorsicht, lieber Oskar, denn Schautreu hat einen felsigen Kopf, und sein Herz ist schon längst aus seinen Rechten getreten."

Ich erzählte ihm nun, wie meine Mutter den Herrn Lordsohn geheirathet habe, wodurch sie in so günstige Verhältnisse gekommen war; erzählte ihm von unserem Gute am Ohio, von dem amerikanischen Leben, von dem geschäftigen Regen und Treiben der Städte meiner Heimath, von dem stillen Frieden, der einem in den dortigen Waldeinsamkeiten in's Herz zieht. Wie überrascht war er jedoch, als ich ihm Schautreu's Entschluß mittheilte, daß er mich nach der neuen Welt begleiten wolle. — Der Hauptmann schien weniger Lust dazu zu haben, denn er schüttelte gedankenvoll sein Haupt, indem ein vielsagendes Lächeln um seine Lippen spielte.

„Wann gedenkst Du abzureisen?" frug er mich nach einer kleinen Pause.

„In kürzester Zeit, — in der nächsten Woche schon," entgegnete ich. „Meine Geschäfte sind beendet, ich kann mit jedem Tage reisen."

„Gut, — ich begleite Dich bis an Bord," bemerkte er weiter. „Dich in Deine Heimath zu

begleiten, ist mir unmöglich, mein lieber Neffe. — Mich binden hier verschiedene Beziehungen und Gewohnheiten, so daß es mir sehr schwer wird, mich von hier zu trennen. Ich lebe in den angenehmsten Verhältnissen, habe weder Weib noch Kind, und scheere mich um Niemanden; bin fast immer unterwegs, bald da, bald dort, und bin so stets sorgenfrei, munter und guter Dinge, — die Liebe zu Fürst und Vaterland ist bei mir ein Hauptgefühl, ich habe mich einmal so daran gewöhnt, daß ich sterben würde, müßte ich den Anblick meines guten Königs entbehren, und auf längere Zeit den vaterländischen Boden verlassen. — Ziehe Du in Gottes Namen, komme recht oft herüber, ich bezahle Dir jedes Mal die Reisekosten; — verstehst Du? — Hahaha, dem Literaten sagt das schon mehr zu. Diese Art von Federfuchser sind immer eine besondere Art Weltbürger, sie schreiben, dichten und singen, schwärmen und phantasiren von der Liebe zum Vaterlande, wo man sie aber hinwirft, in welches Land sie auch das harte Schicksal treibt, sie finden leicht eine zweite Heimath."

Ich hätte hell auflachen mögen, über die spitzfindigen Bemerkungen meines Onkels, der trotz seiner Versöhnungsprojecte, doch nicht unterlassen konnte dem guten Bruder meiner Mutter zuweilen eins zu versetzen.

Es war gewiß keine Bösartigkeit, wenn er so gegen ihn zu Felde zog, als vielmehr die Gewohnheit, sich über den Sonderling lustig zu machen. Mein Onkel Rohdach war eine durchaus biedere Seele, eine kräftige Soldaten-Natur, die es eben mit den Worten nicht so sehr genau nahm und ihren gutmüthigen Spott nicht lassen konnte.

Ich drückte ihm mein aufrichtigstes Bedauern aus, daß ich nicht so glücklich sei, in seiner Begleitung zur Heimath zurückkehren zu können, doch versprach ich ihm, recht oft nach Europa zu kommen.

„Schön, schön," sagte er, indem er meine Hände drückte. „Und Cannstadt ist dann immer unser Aufenthalt. Von hier aus besehen wir uns die Gegenden, von hier aus machen wir alsdann Fußtouren, größere Wanderungen und Reisen. Ich halte Dich beim Wort, — wir wollen dann recht vergnügte, glückliche Tage verleben. — Den Literaten bringst Du mit, das heißt, wenn er sich vernünftig und hübsch freundschaftlich betragen will. Hahaha. — Uebrigens wäre mir sehr angenehm, die Zeit Deiner Abreise etwas genauer zu wissen," sagte er nach einer Pause stillen Nachdenkens, „ich möchte wegen einer Familienfestlichkeit dieser Tage nach Paris, und Du könntest Deine Reise über dorten nehmen."

„Ei, von Herzen gern," entgegnete ich.

„Gut, so besprich Dich mit dem Literaten, und beschleunige Deine Abreise so gut es geht. — — Als ich vor einigen Wochen Baden-Baden verließ, reiste ich zufällig mit einem fremden Kaufmann, der noch vor einigen Jahren bei einem Verwandten von mir, in Paris Buchhalter war. Ich hatte seit dreißig Jahren keine Nachrichten von diesem erhalten, obgleich wir beide uns einmal recht nahe standen, und ich mir wegen seiner, unvorsichtiger Weise, die Freundschaft des Steinwald-Schautreu verscherzte. Familienverhältnisse, Familienzwistigkeiten, Verleumdungen und dergleichen trennten uns bald darauf. Man soll niemals um eines neuen Freundes Willen alte Freundschaft auf's Spiel setzen. Das hat noch nie gute Früchte getragen. — — Ich weiß nicht ob Dir Dein Onkel davon erzählt hat; — ich will Dir dies Verhältniß mittheilen, soweit es meine Beziehungen zu dem pariser Verwandten angeht, — die eigentliche Geschichte unserer Entzweiung mag er Dir selbst erzählen. Nicht weit von der Universitätsstadt, in der wir zusammen studirten, lag das Gut des Herrn Kleeherz, auf welchem sich mein Freund Steinwald in den Tagen der Franzosenwirthschaft einige Zeit verborgen halten mußte. Er kannte die

Familie schon durch deren einzigen Sohn Emil, der damals das Gymnasium der Stadt besuchte, und dem er in seinen freien Stunden Privatunterricht ertheilt hatte. Der reiche Gutsherr, ein etwas rauher, wenig gebildeter und sehr heftiger Mann, hatte auch eine Tochter, Namens Emilie; — sie war die aufmerksamste, liebevollste, treuste Pflegerin ihrer in letzter Zeit immerwährend kränklichen Mutter. Emilie war sehr schön, äußerst liebenswürdig, dabei aber im höchsten Grade gefallsüchtig, und in ihrem reizenden Benehmen und Wesen etwas frei; — sehr unentschlüssig, sehr wankelmüthig, räthselhaft und unklar. — Steinwald war damals zwanzig bis einundzwanzig Jahre alt, — Emilie etwas jünger, fast noch ein Kind. Es entspann sich zwischen Beiden ein innigeres Verhältniß. Die kranke Mutter hatte Freude daran. Mein Freund zeigte sich als ein tüchtiger, ehrenwerther Character, männlich und fest in all seinen Grundsätzen, in seinen Handlungen, in seinem ganzen Thun und Lassen. Er war ein wackerer, hoffnungsvoller junger Mann, der seinen Kameraden um Vieles vorausgeeilt war. Die Kranke liebte ihn wie ihren Sohn, und in seinen Schutz legte die Sterbende unter sechs Augen später Emiliens Schicksal, indem sie auf Beide an ihrem Bette segnend die abgemagerten Hände

legte. Sie waren verlobt vor Gott dem allweisen und allwissenden Schöpfer aller Wesen, — für alle Andern sollte es aber noch ein Geheimniß bleiben, so wollte es die Mutter, denn sie fürchtete mit Recht den unbändigen, rohen Zorn ihres Gemahls für das Glück der Liebenden. — Sie starb. Von Allemdem erfuhr ich erst später. Steinwald trat in ein Freicorps, und hat wacker im Freiheitskriege gekämpft, bei Leipzig sich muthig ausgezeichnet. — Unterdessen hatte sich Emilien's Vater mit meiner Tante Mathilde, einer noch nicht sehr alten Jungfer, verlobt; sie ward den Stiefkindern eine harte Mutter. Doch war sie bei ihrer Strenge auch wieder gerecht, und vor der Welt mit allem Eifer für das Lebensglück ihrer Kinder bedacht. — — — Ich war bei'm Militair, und brachte einen größeren Urlaub auf dem Gute zu, als ein reicher Kaufmann bei dem Vater um Emilien's Hand anhielt. Es wurde lange hin und her überlegt; der Kaufmann warb um meine Freundschaft; er war reich, besaß ein großes Geschäft in Paris und war aus angesehener Familie. Emilien's Verhältniß mit Steinwald mochte ich wohl ahnen, doch kannte ich es damals noch nicht, — und bestand es, so hatte ich die feste Ueberzeugung, daß Herr Kleeherz niemals seine Zustimmung dazu geben werde. Mein Freund war arm, ohne alles Vermögen

und studirte noch. Er verdiente zwar damals schon schönes Geld, theils durch seinen Privatunterricht, theils auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit. Er hatte die schönsten Aussichten, aber sich noch immer keine feste, sichere Existenz gegründet, — wie konnte da ein gefühlloser, hartherziger, geldgieriger Vater seine Zustimmung zur Verlobung geben? — Und dann der wankelmüthige, räthselhafte und unzuverlässige Character Emiliens! — Das Alles unterdrückte die Rücksichten, die ich vielleicht gegen Steinwald haben mußte, doch hatte er mich nicht zu seinem Vertrauten gemacht, und Emilie billigte scheinbar meine Bemühungen für den reichen Brautbewerber; er war der Chef meines neulichen Reisegefährten von Baden-Baden nach Stuttgart. — Doch ich will kurz sein, Emilie ward seine erklärte Braut, und bald darauf seine Gattin. Ob sie glücklich wurde, weiß ich nicht; ich glaube kaum, denn ich hatte später so mancherlei erfahren, was mich ihr eheliches Glück sehr in Zweifel ziehen ließ. Sie hatte meinem verblendeten Freunde Steinwald, während sie schon so gut wie versprochen war, noch Hoffnungen gemacht. Diese Liebesgeschichte machte mir Steinwald zum Feinde. Er war sehr gereizt, seine schönsten Träume waren auf einmal dahin, sein bisheriges Ringen und Stre-

ben nach einem bestimmten, sicheren und festen Ziele begrub er auf einmal in einem verfehlten Dasein. Er glaubte es wenigstens, er glaubt es noch heute, — weil er nicht Mann genug war, mit festem, entschieden festem Character die Schläge des Schicksals zu ertragen. Anstatt sich aus dem Labyrinthe seiner Leiden herauszureißen, verirrte er sich immer mehr und mehr in demselben, und ist zu dem einseitigen, sonderlichen Menschen geworden, wie er uns jetzt eben erscheint. — Mir warf er die Freundschaft vor die Füße, — forderte mich, — wir schlugen uns im Rohbacher Wäldchen, — unser Duell wurde verrathen, ich verlor meine Rittmeisterstelle und ward Hauptmann bei der Infanterie. Seitdem hatte ich ihn nicht mehr gesehen, — auch konnte ich über seine darauffolgende Lebensweise und Schicksale nichts mehr erfahren. Er war wie vom Erdball verschwunden. Manchmal dachte ich im Stillen, er habe seinem Leben gewaltsam ein Ende gemacht. Ich mußte viel und oft an ihn denken. Ich bin ihm immer noch ~~recht~~ gut geblieben, obgleich er mich so sehr gekränkt hatte, — bis ich ihn nach etwa vierundzwanzig Jahren in Baden-Baden wieder traf."

Meine Onkel hielt einige Augenblicke inne, dann fuhr er etwas rasch fort:

„Doch ich bin ganz von Dem abgekommen was ich Dir eigentlich mittheilen wollte, und was mich veranlaßt nächstens Paris zu besuchen. Jener Reisegefährte, der ehemalige Buchhalter in dem Geschäfte: „Löwenherz und Comp." — Emilien's Mann war nämlich ein Deutscher, und hatte dieses bedeutende Geschäft mit der alten Firma an sich gekauft; — jener Buchhalter brachte mir die ersten Mittheilungen über Emiliens fernere Schicksale. Sie war Wittwe und verweilte gerade in Stuttgart, theils um verschiedene Familienangelegenheiten zu ordnen, — theils auch um den Bräutigam ihrer einzigen Tochter zu erwarten, der, von einer größeren Reise kommend, über Stuttgart reisen wollte, um alsdann mit seiner liebenswürdigen Braut und Schwiegermutter nach Paris zurückzukehren, und bald darauf sollte dort die Hochzeit gefeiert werden. — Mir waren diese Mittheilungen sehr erwünscht. Kaum in Stuttgart angekommen, suchte ich alsbald Emilien auf. — Sie hatte sich sehr verändert, — sie hatte sehr gealtert. Ich würde sie nicht mehr erkannt haben, wenn mich nicht vielleicht ihre schönen, lebhaften und geistreichen Augen überführt hätten. Sie war bleich, sehr leidend bleich. — Hin war das frische, blühende Roth der vollen Wangen, — hin der kleine rosige Mund, — hin das

volle, reiche und zierlich verschlungene blonde Haar! — Ihre Wangen waren mager, eingefallen und bleich, — ihr Mund nur matt roth und die Lippen fast zusammen gepreßt, — ihr Haar hatte eine leichte graue Farbe. — Und doch waren erst dreißig Jahre vergangen! — — — Sie erkannte mich sogleich, — ich muß weniger gealtert haben, obgleich ich durch eine Schußwunde viele Jahre hindurch kränkelte. Sie freute sich ungemein über meinen Besuch, sprach wenig oder gar nichts Bestimmtes über ihre ehelichen Verhältnisse, erkundigte sich nach meinem seitherigen Leben, forschte nach Diesem und Jenem, erinnerte sich an Dies und Das — und — —."

„Und?" — wiederholte ich gespannt, als mein Onkel inne hielt und seine Stimme etwas gedämpfter, etwas weicher und bewegter wurde. „Und — —?"

„Und begann zu weinen, als ich einmal ganz absichtslos Steinwald's Namen nannte. — Sie sprach nicht von ihm, sie erwähnte seiner mit keiner Sylbe, — ich merkte, wie sie absichtlich Allem auswich, was sie veranlassen konnte, seiner bei mir zu erwähnen. Welche Gründe sie dazu bewogen haben, weiß ich nicht; — ich vermied daher auch, von ihm und jener merkwürdigen Zeit ihrer ersten — vielleicht ihrer einzigen Liebe zu reden. Sie hat nur eine Tochter; diese

hatte mit Verwandten, welche seit einigen Tagen in Stuttgart verweilten, einen kleinen Ausflug gemacht. — Ich versprach in den folgenden Tagen wieder zu kommen und verabschiedete mich. — Tags darauf erhielt ich aber folgendes Schreiben."

Bei diesen letzten Worten zog er seine Schreibtasche hervor, nahm einen Brief heraus und entfaltete denselben. Er lautete:

Lieber Onkel!

„So eben erhalte ich eine Mittheilung aus Paris, die mich veranlaßt meine Abreise zu beschleunigen, da meine Gegenwart dorten dringend nothwendig ist. Es handelt sich um das Eigenthumsrecht eines Zweiggeschäftes meines seligen Mannes, der dasselbe in Philadelphia vor etwa sechszehn Jahren durch meinen Stiefbruder ankaufen, und dann auch von demselben hatte verwalten lassen. — Mit dem Ableben meines Mannes glaubte sich dieser, ein Schwindler im wahren Sinne des Wortes, seiner Pflichten entledigt, und übernahm das Geschäft auf seine Rechnung. — Ich hatte einen Prozeß eingeleidet, der sich jetzt schon lange Zeit hinausgezogen hat, in diesen Tagen aber zur endlichen Entscheidung kommen soll. — Da in der Mitte des nächsten Monats die Hochzeit meiner Tochter sein wird, und wir

Dich ganz fest bei dieser Festlichkeit erwarten, so spare ich die Erzählung des weiteren Sachverlaufs bis zu einer mündlichen Besprechung auf. Mit herzlichen Grüßen von mir und meiner Tochter

Deine

treue Nichte

Emilie."

„Ein merkwürdiges Zusammentreffen," rief ich aus. „Ich habe kurz vor meiner Abreise in Philadelphia von diesem Prozesse gehört. Denken Sie sich, jenes Geschäft in Philadelphia ist das meines Stiefvaters, welches derselbe an einen fremden Kaufmann — wie hieß er doch? — richtig, Kleeherz war sein Name, — also an diesen für ein pariser Handlungshaus abgetreten hatte. — Wir besitzen noch viele Briefe und Vertragspapiere über diesen Rechtsfall. Nach dem Namen des Käufers habe ich mich nie erkundigt. Kurz vor dem Ableben des pariser Kaufmannes soll bei diesem eingebrochen worden sein, und — man hat es sich so erzählt — und seit der Zeit sind auch alle jene Actenstücke, welche jetzt die Rechtsansprüche der Wittwe, in ihrem Prozesse gegen Herrn Kleeherz in Philadelphia endgültig bekräftigen würden, verschwunden. Es wird immerhin noch nicht zu spät sein, und bei unseren Briefschaften werden sich wohl noch einige darauf hinweisende und rechtsgültige Papiere vorfinden."

Mein Onkel hörte mir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und rief, nachdem ich geredet hatte:

„Potz Hagelwetter, das trifft sich gut; ich will's noch heute Abend an meine Nichte schreiben, — und daß wir in der nächsten Woche ankommen; — hahaha, daß ich noch einen Hochzeitsgast mitbringe. — Du wirst eine herzliche Aufnahme finden. Frau Lottsen läßt es an nichts fehlen!"

„Frau Lottsen," rief ich wie vom Blitz getroffen, indem ich mich rasch erhob. „Frau Lottsen aus Paris."

„Nun, nun, alte Bekannte?" forschte mein Onkel kopfschüttelnd.

„Sie haben ein Gut in Südfrankreich — bei — bei Carpentras — — wie heißt es doch?" —

„Das Haus von Moret," antwortete mein Onkel gespannter.

„Ihre Tochter heißt: Anna," fuhr ich in der größten Aufregung fort.

„Heißt Anna, Charlotte —."

„Oberst von Spiegel in Ulm ist ein Onkel."

„Er gilt in der Familie als Onkel, — wir nennen ihn Alle Onkel, er ist aber eigentlich Emiliens Schwager nur. Er war mit einer Fräulein Lootsen

verheirathet. — Aber was Teufel, Du kennst ja die Verhältnisse bis auf's Kleinste. — Sag, wie geht das zu. — Anna ist doch früher niemals nach Deutschland gekommen. — — Nun, — nun." —

Ich war wieder ein wenig zu mir gekommen.

„Nichts, lieber Onkel," sagte ich verwirrt, „eine Verwechslung — nein, doch nicht — — ach, es kann mich nichts nützen, wenn ich Sie mit einer Alltagsgeschichte langweile."

„Alltagsgeschichte! — Potz Hagelwetter, — bin ich nicht Dein Onkel," rief er nicht sehr freundlich, doch fuhr er etwas sanfter fort, als wenn auf einmal eine Ahnung in seiner Seele wach geworden sei: „Du darfst Dich Deinem Onkel schon vertrauen, vielleicht — — man kann nicht wissen — —."

„Zuspät, mein Herzensonkel!" sagte ich lebhaft.

„Pah, — das kann man nicht eher sagen, als bis jede, jede Hoffnung, jede Aussicht zerstört ist," entgegnete er sehr entschieden. „Ich merk's, — ich merk's — ja, ja, — Du hast Fräulein Anna gesehen, — hast ihr zu tief in die lebhaften schwarzen Augen gesehen. He." —

„Ihre Augen sind blau."

„Also wie die ihrer Mutter. — Du hast sie demnach doch ordentlich angesehen, und ihr schönes Gesichtchen Dir recht tief in's Herz geprägt."

„Onkel!“

„Nun, nun, Das ist Dir all zu verzeihen,“ fuhr er lachend fort, „denke an den armen Steinwald, Deinen Onkel. — — — Doch, wir reisen nach Paris, vielleicht, vielleicht —.“

„Ihr Bräutigam ist ein alter Kautz,“ fiel ich ihm, Hoffnung schöpfend und wie von neuem Muth belebt, in's Wort.

„Um so besser,“ entgegnete mein Onkel.

„Die vierzehnjährige Anna wurde ihm vor sechs Jahren schon anverlobt, — er hat ältere Ansprüche als ich.“

„An ihr Herz?“ fragte mein Onkel mit bedeutungsvoller Betonung. „An das Kind Anna, konnte er Ansprüche machen, wenn ihm dasselbe ein hartherziger, unmenschlicher Vater verkuppelt hatte, aber die Jungfrau Anna kann nur der Wahl ihres Herzens folgen. Das ist so eine Heirath aus rein weltlichem Interesse, wobei das Herz ganz und gar pensionirt, wenn auch nicht für's ganze Leben zum Schweigen gebracht wird. — Wie nur Eltern eine solche Verbindung wünschen können? Liegt ja doch des Kindes Unglück klar und sicher vor dem Blick der Zukunft! Aber in dieser Weise werden heutigen Tag's die meisten Ehen geschlossen; — und da kann man

sich noch über die so häufig vorkommenden unglücklichen Ehen wundern. Was Wunder wenn man da allen Muth verliert, in die süß lockende Zwangsjacke der Ehe zu treten. — Ich schätze mich glücklich, daß ich von all den Sorgen befreit bin, die Weib und Kinder bereiten, daß ich ein freier, ungestörter Mensch blieb; ich habe das Leben um die Hälfte besser genossen, wie die meisten, wenn auch nicht ganz wie alle Ehemänner. — Hahaha.“ —

„Das sind so Ansichten, lieber Onkel,“ unterbrach ich sein Gelächter.

„Freilich meine Ansichten, die sich aber auf die besten Lebenserfahrungen stützen,“ gab er mir zur Antwort. „Doch lassen wir das, lieber Neffe, und denken wir einmal an Fräulein Anna. Sie ist verlobt, — ihr Bräutigam ist sehr reich, ist aber, wie Du sagtest: ein alter Kautz; — — — und — nach dem Wesen, das die Mutter von ihm machte, möchte ich fast schließen, daß ihr ein andrer Bräutigam auch angenehmer sei.“

„Mein lieber Onkel!“

„Nur Geduld, — ich versichere Dich meiner Beihülfe, ich werde sehen, was sich machen läßt, das heißt, wenn Dich Anna liebt, wahr, innig und herzlich liebt, — sonst nicht! — Wir reisen nach Paris, aber so

bald als nur möglich. — Bezüglich der bewußten Kaufvorträge werde ich heute noch schreiben, und wir haben alsdann schon einen guten Anfang, — ein günstiges Vorspiel für die folgende Comödie. — Doch mit jeder Minute Zögerung verlieren wir einen Theil unseres jetzt noch günstigen Terrains. — Reisen wir so bald als möglich ab; — Onkel Steinwald-Schautreu mag nachreisen."

„Ei, wenn es Dir recht ist, so können wir schon übermorgen Früh abreisen," sagte ich.

„Vollständig einverstanden," bemerkte mein Onkel. „Die Hochzeit wird erst in etwa drei Wochen sein, sie wollte mir vierzehn Tage zuvor noch schreiben. Wir kommen also nicht zu spät. — Ich muß Dir offen gestehen, daß auch mir lieber wäre, wenn Anna Deine Frau würde; wer kennt diesen fremden, vielgereisten Italiener. Wir müssen die Sache klug einleiten, — — wenn wir nur nicht zu spät kommen!"

„Wenn wir nur nicht zu spät kommen," wiederholte ich mit tiefer Bekümmerniß. Ich hatte an die Möglichkeit, daß unser Vorhaben fehlschlagen könnte, in der That noch nicht gedacht, seit den wenigen seligen Augenblicken, welche mich durch das seltsame Zusammenfügen verschiedener Zufälle und Beziehungen zu den schönsten, zu den herrlichsten Hoffnungen be-

rechtigten. Meines Onkels Bemerkung fiel daher wie eine Centralast auf das schwache Gebäude meiner kühnsten Wünsche, und verwandelte mit einem Mal das schöne Land meiner seligsten Träume in eine entsetzliche Einöde, in eine peinliche Leere. Da lag denn vor mir die kalte Prosa des ernsten Lebens, auch kein Fünkchen mehr von dem Feuer seiner Poesie glimmte noch. Das Blut rann langsamer in den Adern, mein Herz schlug beklommen, bang und voll Zaghaftigkeit, und tiefe Seufzer preßten sich aus der gedrückten Brust. Meine Gesichtszüge müssen sehr ernst, nachdenkend und schwermüthig geworden sein, denn mein Onkel strich mir freundlich lächelnd über die Stirne, nachdem er eine Weile mein schweigsames, seltsames Benehmen beobachtet hatte, und sagte im Tone der wärmsten Theilnahme, mit einer überzeugenden Festigkeit:

„Nur frohen Muth, mein lieber Oskar, — sie wird Dein Weib, wenn sie Dich mit derselben Wärme liebt, wie Du sie liebst. — Sonst nie! — Verlasse Dich darauf! — Nun gute Nacht. — Schlafe — ich wollte sagen: träume recht schön, denn diese Nacht wird doch etwas schlaflos sein."

Er hatte sich erhoben und wollte mir vorangehen; ich war sitzen geblieben.

„Nun, — nun, — wir wollen in's Haus gehen, — es wird sehr kühl und die Zeit ist schon vorgerückt," sprach er zu mir, indem er auf meine Schultern zutraulich klopfte.

„O lassen Sie mich noch einige Augenblicke hier allein," entgegnete ich. „Mir ist's als sollte ich die ganze Nacht wachen."

„Ei freilich," entgegnete mein Onkel unter herzlichem Lachen. „Ei freilich; — gehe auf Dein Zimmer, und lese in Schautreu's letztem Werk: „Vor dreißig Jahren." Du mußt wissen, daß ich dasselbe bei Frau Lootsen traf, — es ist ihr Eigenthum, — sie liest sehr oft darin. — Sie war so gütig mir dasselbe zu leihen. — Wir dürfen das Buch nicht vergessen, wenn wir übermorgen Früh abreisen. — Nun gute Nacht. — — Folge mir recht bald nach." —

Er reichte mir seine Hand, ich drückte sie krampfhaft an mein Herz und nickte ihm herzlich einen Abschiedsgruß.

Er ging. — Bald waren seine Tritte auf dem rauhen Kiesweg verhallt, seine hohe, männliche Gestalt in der Ferne verschwunden, — ich hörte ihn noch einmal husten, dann wurde die Hausthüre geöffnet, und sachte schloß sich dieselbe wieder; — bald darauf hörte ich Jalousinen niederlassen, und Alles

ward dann ganz still, so geheimnißvoll still um mich her. Nur vom Neckar herüber tönte das Rauschen des rasch fallenden Wassers, — sonst herrschte ringsum eine unendliche Stille. Die Sterne funkelten klar, hell und freundlich zur schlummernden Erde hernieder, der Mond beherrschte mit stolzem Selbstbewußtsein und ruhigen Ernstes das schwarzbläuliche Firmament.— — Wunderbar geheimnißvolle Sprache der Natur! — Alles liegt im Schlaf, in den Arme erquickender Ruhe, — Alles hüllt sich in ein nächtliches Schweigen, und doch redet es laut und gewaltig zu den Herzen sinniger, für alles Erhabene und Schöne empfänglicher Menschen! — Unter dem sternbesäeten Himmel, mit der mildleuchtenden Mondscheibe durchdringt uns ein Gefühl, als ob Licht und Leben und Glückseligkeit nur dort in jenen Fernen zu finden wären, — — Tod und Schrecken dagegen hinnieden.

Ich war seltsam aufgeregt. — In schweren Gedanken vertieft saß ich da, — mein ganzes bewegtes Leben lag vor mir; das merkwürdige Zusammentreffen verschiedenartiger Verhältnisse, die eigenthümliche Beziehungen meiner beiden Onkels, der erstaunliche Zufall, daß ich gerade in Cannstadt meinen Aufenthalt wählen mußte, die wunderbare Fügung des Himmels, das Alles lebte und webte in meiner Seele, beschäftigte

meinen Geist aufs Lebhafteste. Die letzten Tage hatten mich unendlich viel erleben lassen, ich war auf einmal wie ein anderer Mensch geworden. Nun erst ward mir meine Vergangenheit recht klar, das Schicksal meiner Eltern, das stille Leiden meiner Mutter, ihr herber Kummer in der fremden, hartherzigen, erbarmungslosen Welt. Aber wie war das Alles anders geworden, durch die liebevollen Fügungen des Himmels. Ich schweifte mit gieriger Lust in meiner Kindheit, in meinen Jünglingsjahren herum, — dort stand ich am verwahrlosten Grabhügel meines frühverstorbenen Vaters, hier an dem einfachen Grabstein meiner heißgeliebten Mutter, und so wanderte ich im Geiste an all den lieben trauten Plätzchen meiner Heimath herum, und manches Thränenopfer entperlte dem erhitzten Auge. — Ich komme näher und näher der Gegenwart, — ich komme nach Europa, — nach Deutschland — ich wohne in Stuttgart. — — Ich denke an Anna. Ein unbeschreibliches Gefühl von Seligkeit und Wonne, von Entzücken und Freude durchzitterte da mein ganzes Wesen, ich hätte auffliegen mögen, und doch war meine Lust nur ein Theil des Erdenlebens. Da trat die schöne, reizende Mädchengestalt, in ihrer lieblichen Anmuth, mit ihrem fesselnden Liebreiz, mit ihrer ganzen Madonnenholdseligkeit vor mein geistiges Auge. Ich sah ihren

milden, freundlichen und herzgewinnenden Blick, — ich sah den lieben kleinen Mund, die rosigen Wangen, strotzend von Jugendfrische und Gesundheit. — Wie sie so schön vor mir stand, die kleine, zierlich geformte Hand auf den Tisch gestützt, ihr lebhaftes Auge auf mir ruhend, — — da hätte ich freudetrunken aufjauchzen, und sie überglücklich an mein stürmendes Herz drücken mögen. — — Mit Schrecken gewahrte ich, daß Alles nur ein flüchtiges Phantasiegebilde war — ein selbstgeschaffener Traum. — — Da tönte aus der Stadt herüber der elfte Glockenschlag. —

Ich mußte schon lange gesessen haben, denn die Lampe brannte trübe, der Mond stand hoch am Himmel und die Glocke verkündete die nahende Mitternacht. —

Aber mit dem Gedanken an die reine Wirklichkeit erwachte auch in meiner Seele wieder jene vorherige Unruhe und Sorge um ihren Besitz. — Zweifel zogen in meinem Herzen ein, die drückendsten Befürchtungen gesellten sich zu ihnen und schnürten mir fast die Brust zusammen. — — Armer, armer Oskar — dachte ich damals — wie wirst Du vielleicht einstmals gedrückt und niedergebeugt am Grabe Deiner seligsten, süßesten Wünsche, Deiner herrlichsten Hoffnungen stehen! — —

Wenn wir den Schleier der Zukunft lüften könnten, wie mancher Kummer, wie manche Sorge würde uns dann erspart werden! — Aber wie oft auch würde unser Herz muthlos in seinem Sehnen stillstehen oder in Thränen darüber zerfließen, wann es jetzt noch fröhlich und heiter, voll Liebe, Leben und Hoffnung schlagen kann!

Ich raffte mich auf, nahm die Lampe und schritt meinem Zimmer zu.

Sechstes Kapitel.

> Vorbei sind die Kinderspiele
> Und Alles rollt vorbei, —
> Das Gold und die Welt und die Zeiten,
> Und Glauben und Lieb' und Treu'.
>
> H. Heine.

In der fieberhaftesten Aufregung hatte ich die Nacht verträumt; ich konnte zu keinem ruhigen, gesunden Schlafe kommen. Ich hatte an einem Tage so unendlich viel erlebt, daß es meinen Kopf ordentlich schwer machte, und die verschiedensten Gedanken wirr und durcheinander in demselben umherschwirrten. Nur manchmal durchzuckte mich ein einziger Gedanke mit Blitzeseile, aber wie ein mächtig wirkender Wonnestrahl, der die verworrenen Bilder meiner aufgeregten und erhitzten Phantasie theilte. Gedachte ich an jenes Mädchen, das mich mit unbeschreiblichem Zauber zu sich hinzog, das mich immer

umgab, das vor meiner Seele schwebte und mir mit seinem holdseligen, beglückenden Lächeln so herzlich zunickte, dessen Besitz meinen einzigen, meinen höchsten Wunsch ausmachte, — dachte ich an Anna, dann schwanden, wie durch einen Zauberschlag vernichtet, mit einem Mal all' meine Besorgnisse und Kümmernisse, denn meine Gedanken zerflossen in der Erinnerung an sie. — Aber wer kann einen Begriff von dem Gefühl der Liebe geben, das einem da durchströmt, wenn das Blut glühend heiß den Körper durchtobt, man kaum zu athmen vermag und das Herz im seligsten Wonneschauer fast stille steht. Und wenn dann, wie tückische Kobolde, Zweifel und peinliche Ungewißheit an dem empfindvollen Herzen rütteln, und ihr quälendes, matterndes Spiel treiben, o da möchte man auf und davon laufen — — fort, fort, immer weiter fort, in die weite, weite Welt. — Und doch ist es auch wieder so süß, so tief ergreifend, und alle Lebensgeister in steter Frische erhaltend, wenn man so zwischen Hoffen und Bangen, Sehnen und Träumen vertrauungsvoll dem einstigen Besitze eines heißgeliebten Wesens entgegen sieht. Es hat einen gewaltigen Reiz, der oft für das ganze künftige Leben entscheidend bleibt.

Ich vergesse niemals jene Nacht der leidenschaft-

lichsten Aufregung; — doch es waren noch, nicht minder bedeutungsvolle Erlebnisse für mich hinter dem Schleier der Zukunft verborgen.

Erst gegen Morgen kam ich etwas zur Ruhe und schlummerte ein. — Ein Gerassel an meiner Thüre störte nach einiger Zeit meinen Schlaf, ich erwachte. Die Sonne stand schon hoch. Mein Onkel Steinwald-Schautreu hatte mich geweckt. Er war bereits von seinem Morgenspaziergang zurückgekehrt, und lud mich ein, ihn alsbald nach Stuttgart zu begleiten.

„Es fängt mir an hier unfreundlich und unbehaglich zu werden,“ sagte er nicht ohne Wehmuth vor sich hin, „der Hauptmann drüben hat mir den ganzen Aufenthalt verleidet; ich mag nicht länger hier sein. — Weißt Du was, lieber Neffe,“ fuhr er nach einer kleinen Pause ziemlich rasch fort, „weißt Du was, wir wollen nächstdem unsere Siebensachen zusammenpacken und nicht länger mehr hier bleiben. Mich zieht es mit ordentlicher Sehnsucht nach Amerika, an das Grab meiner theuren Schwester. — Dort wird noch ein Plätzchen sein, für den müden Wanderer, der nach einem verfehlten Leben seinen Geist aushaucht, und der dort neben der Schwester die Ruhe findet, die er in seinem bewegten Leben so lange vergeblich gesucht hatte.“

„Mein Onkel,“ unterbrach ich seine schwermüthigen Betrachtungen.

„Ja, so ist's,“ fuhr er dann fort. „Wann können wir abreisen? — je früher, je lieber!“

„Wir könnten alsbald unsere Reise antreten, wenn nicht —.“

„Nun? wenn nicht?“ wiederholte er etwas mißstimmt.

„Darüber wollte ich heute noch mit Ihnen reden,“ entgegnete ich, „Onkel Rohdach hat wegen meiner Abreise auch so ein kleines Anliegen an mich gerichtet, — und ich konnte — ich durfte es ihm doch wohl nicht abschlagen.“

„An diese Möglichkeit dachte ich freilich nicht,“ bemerkte er auffallend rasch, „ja, ja, er ist auch Dein Onkel, er hat dieselben Ansprüche wie ich, — — ich kann gegen Deinen Willen, dem Hauptmann gegenüber, nichts haben. — Ich muß ruhig zusehen. — — Daß aber auch der Hauptmann Dein Onkel sein muß!“ fügte er seinen Worten recht ärgerlich hinzu.

„Das ist wohl wahr,“ lenkte ich besänftigend ein, „dann wären aber auch Sie mein Onkel nicht, — dann hätte wohl der Himmel keine so wundersamen Fügungen getroffen und Sie würden den Oskar Fritz nach dem Ohio in Amerika begleiten.“

„Ja, ja, Du hast recht, mein Oskar, — daran dachte ich nicht, nun laß hören.“

„Das hat Alles so der Himmel gewollt,“ fuhr ich fort, als hätte ich seine Aufforderung überhört. „An uns Menschen ist es aber, günstige Gelegenheiten nicht unbenützt und Fingerzeige des Schöpfers nicht unbeachtet zu lassen.“

Mein Onkel stutzte, ich hatte während dessen meine Toilette gemacht und stand fix und fertig vor ihm. Er sah mich mit einem etwas mißtrauischen Lächeln an, und frug dann nach einer Pause, während welcher er ans Fenster getreten war:

„Wie meinst Du das?“

„Ei nun, lieber Onkel, das ist leicht zu begreifen, es liegt sehr nahe,“ entgegnete ich, indem ich seine beiden Hände ergriff und ihm freundlich und zutraulich in die Augen sah. „Sehen Sie, der Himmel hat sicher keinen Wohlgefallen daran, daß ihr Beide, Onkel Rohbach und Sie, den alten Groll von dreißig langen Jahren her, noch nicht vergessen habt. Er hat Euch wie ein Wunder Euren Neffen gesandt, — laßt ihn ein Werkzeug des Himmels sein, und versöhnt Euch, durch mich vereinigt, durch mich, den Sohn Ihrer Schwester und seines Bruders. — Onkel, — herzensguter Onkel, lassen Sie mich nicht vergeblich bitten!“

Der Alte zog die starken Augenbrauen trübe zusammen, sein Blick ward mehr finster als ernst, und seine Gesichtszüge überzog auf einmal eine Ruhe, eine Kälte und Entschiedenheit, daß ich vor Schrecken seine beiden Hände sinken ließ. Es durchschauderte mich eiskalt, wie wenn man kaltes Wasser über mich gegossen hätte. Er sah mich lange und unverwandten Blickes an, dann räusperte er sich ein wenig und begann mit der angenommenen kalten, entschiedenen Ruhe auf meine, gewiß im wärmsten Feuer gesprochene Worte zu erwiedern:

„Vortrefflich angelernt! — sehr begreiflich! — doch ich verzeihe es Dir! — — Nein, nein, nein!" fuhr er dann rasch auf. — Es folgte eine Pause. „Es ist vorbei, mein lieber Oskar," sagte er dann mit weicher und gedämpfter Stimme. Es war als habe er zuvor einen mächtigen Kampf in seinem Innern zu bestehen gehabt. „Es ist vorbei, — wir sind getrennt für immerdar, — auf ewige Zeiten. Ich reise von hier weg und verlasse bald darauf Europa, und wir sehen uns dann nimmermehr." —

„Deßhalb sollet Ihr Euch versöhnen!"

„Nein, — ich habe ihm schon längst verziehen, und damit meiner Pflicht als ordentlicher Christ vollkommen Genüge geleistet. — Ich mag nichts mehr

mit ihm zu thun haben! — Er ist Dein Onkel, aber er hat wie ein Schurke an mir gehandelt, er hat mich um den schönsten Theil meines Lebens gebracht, er hat mich hintergangen, betrogen, beschimpft! — Wir versöhnen uns nie!"

„Das thut mir recht sehr weh, mein lieber Onkel," lenkte ich ein. „Ich hatte mich schon der schönen Hoffnung hingegeben, meine Rolle als Versöhner mit Glück spielen zu können."

„Es ist mir leid, wenn Du Dich getäuscht siehest," entgegnete er mit der vorigen kalten, abgemessenen Ruhe. „Es ist mir recht leid, lieber Oskar, — denn ich möchte Dir gerne eine solche Herzensfreude bereiten können. Aber diesmal geht es nicht, — ich kann wirklich nicht."

„Warum wird es Dir denn so schwer und sauer, die Hand zur Versöhnung zu bieten, oder die dargebotene Hand mit reiner, ächt christlicher Gesinnung zu ergreifen? — — Warum —?"

„Warum? — Das hat Alles seine Gründe. — Ich bin vielleicht im Unrecht, — ich bin vielleicht zu hart, — — wohl, — doch ich bin einmal so, — — die Welt nennt mich Sonderling!"

Er hatte diese Worte im größten Ernste gesprochen, doch muß er sich in demselben Augenblick etwas

komisch und lächerlich vorgekommen sein, denn seine ernsten, kalten Gesichtszüge wurden etwas freundlicher, und ich meine mich erinnern zu können, daß er sich von mir wandte, um ein heimliches Lächeln zu verbergen. Ich sagte daher, um in meinen Vermitlungsversuchen fortzufahren, in der treuherzigsten Weise:

„Das heißt, Sie bilden sich ein, ein Sonderling zu sein. — Doch, das sind Sie nicht. Ich weiß das besser zu beurtheilen. — Sie haben sich einmal in den Kopf gesetzt, sich niemals zu versöhnen, und Sie folgen Ihrem Eigensinne lieber, als daß Sie ein schönes, edlen, guten und characterfesten Männern würdiges Christenwerk verrichten. Das ist nicht recht, mein Onkel. Ich meine doch, ein Mann von Ihren ausgebreiteten, gediegenen Kenntnissen, Ihrer umsichtigen, vielseitigen Bildung, mit Ihrer Menschenkenntniß und von so großer Welterfahrung, müßte über ein Versehen oder einen Leichtsinn vor dreißig Jahren nicht noch heute grollen."

„Ei, ei, —" unterbrach mich mein Onkel und wandte sich wieder zu mir. „Lasse das, — wir wollen gehen. Ereifere Dich nicht, es ist doch fruchtlos. — Ich versöhne mich nicht!" fügte er dann in sehr bestimmter Betonung hinzu und fuhr fort:

„Hast Du jemals einen Freund gehabt, an wel-

chem Deine ganze Seele mit der tiefsten Innigkeit und Liebe, mit der vollsten Wärme treuer Gesinnung hing, der Deine Freude, Deine Lust, Dein Schmerz, Deinen Kummer mit Dir theilte, dem Du Alles warst, — der Dein steter Begleiter und Rathgeber, der Deine Freude, Liebe und Sehnsucht war, — — hast Du einen solchen Freund gehabt, dann, nur dann begreifst Du, wie tief, wie unendlich tief die Wunde geht, wenn man sich von ihm hintergangen sieht, wenn man sich in ihm getäuscht hat. — Ja, da blutet das arme Herz sich aus, auch das letzte Gefühl für ihn erkaltet, und das Zucken des verbluteten Herzens ist ein vollständiges Ersterben aller Lebensgeister, die sich sonst nur für ihn in Wärme erhielten, — selbst die Erinnerung sinkt hinab ins Grab der Täuschung. — Hast Du aber diesen fürchterlichen Riesenkampf noch nicht durchkämpft, hast Du seine marternden Gefühle noch nicht empfunden, dann kannst Du auch nicht meinen, an sich harten Entschluß begreifen. — Ich kenne kein Leid, das dem Menschen tiefer in's Herz schneidet, das ihn gewaltiger erschüttert und ihm mehr die Brust zerreißt, als das Schicksal, von einem Freunde, den man geliebt, gepflegt, vergöttert hat, der einem Alles war, auf eine so elende und niederträchtige Weise hintergangen zu werden. Eine solche

Wunde des Herzens können nicht dreißig, nicht vierzig, fünfzig, nicht sechszig Jahre ausheilen, das kann ein ganzes, volles Menschenalter nicht wieder gut machen! — Ich versöhne mich nun und nimmermehr! Es hat mich viele Ueberwindung gekostet, es hat mir viele kummervolle Nächte gebracht, bis ich mit mir einig werden konnte, den entsetzlichen Gedanken in mich aufzunehmen. Es brauchte viele Jahre Zerstreuung, ich habe mein Liebstes auf der Erde verloren, ich stand allein, wie verlassen, hatte keinen Freund, ja nicht einmal einen Vertrauten, aber ich konnte den Gedanken an seine schändliche Hinterlist und Täuschung niemals aus dem Herzen verbannen. So etwas klebt an der Seele und ist nicht mehr abzustreifen. — — Ich gönne ihm alle Lebensfreuden — ich will mich freuen, wenn es ihm gut geht, wenn er glücklich und zufrieden ist, aber ich will keine Gemeinschaft mit ihm haben. Geht er rechts, so gehe ich links! — Er hat dieselbe Rechte an Dich, wie ich sie habe. — Gut, — er wird Dich nicht nach Amerika begleiten, — sei Du bis zum Einschiffungshafen in seiner Nähe, in seiner Gesellschaft, ich will Dich gerne bis dahin entbehren, wenn ihm ein Gefallen damit geschiehet, — ich darf ja alsdann immer bei Dir sein, mein lieber Schützling! — Nun,

urtheile, ob ich ein Sonderling, oder ob ich ein Mensch bin, der das Herz noch immer auf dem rechten Flecke hat!"

„Guter Onkel!" rief ich tief ergriffen, und sank ihm an die Brust, „Sie haben mich fortgerissen, Ihre Ansichten haben mich begeistert, — aber Gefallen kann ich keinen daran finden! — Sie sollten sich um meinetwillen versöhnen, — — — wir wollen später noch einmal davon reden."

„Nein, nie mehr," entgegnete er mir kalt und entschieden, indem er mich auffordete, ihm zu folgen.

Wir gingen durch den Garten; — er führte sich an mir. — Mein Onkel von Rohbach stand an seinem Fenster und klopfte eben seinen großen meerschaumernen Pfeifenkopf aus, er nickte mir freundlich einen „Guten Morgen!" zu.

Mein Begleiter sah nicht um, ließ aber meinen Arm gehen, welches ich als eine Aufforderung ansah, den Gruß des Hauptmanns zu erwiedern. Ich that es; — unterdessen war mein Onkel Steinwald-Schautreu langsam weiter gegangen.

„Ei, guten Morgen!" rief ich munter zum Fenster hinauf, „gut geschlafen, mein Onkel?"

„Jedenfalls besser, als Du, junger Liebhaber," entgegnete er unter kräftigem Lachen, — legte seine

Pfeife bei Seite und bog sich weit zum Fenster heraus, indem er mir mit der Hand winkte, näher zu treten.

Ich that's.

„Habt Ihr schon davon gesprochen?“ fragte er mit leiser Stimme, indem er vorsichtshalber die Hand über den Mund hielt, und seine Augen nach der Gartenthüre schweiften.

„Ja, wir haben viel darüber gesprochen.“

„Nun?“

„Er hat einen eisernen Eigensinn,“ entgegnete ich vorsichtig und halbleise.

„Den hatte er immer,“ ergänzte der Hauptmann von oben. „Will er sich also nicht versöhnen?“

„Nein, — nie,“ gab ich betrübt zur Antwort.

„Nie, — nie,“ wiederholte er, indem sich ein tiefes Roth über seine Gesichtszüge ergoß. „Donner und Teufel!“ rief er dann mit weniger gedämpfter Stimme, und schlug mit der Faust so gewaltig aufs Fenstersims, daß das ganze Fenster zitterte. Onkel Steinwald war übrigens schon zu weit entfernt, um den Zornausbruch seines ehemaligen Busenfreundes hören zu können. Und dies war gut, denn der Hauptmann fuhr mit so kräftiger Stimme fort, als hätte er einer Compagnie den scharfsten Verweis zu ertheilen.

„Blitz und Hagelwetter!“ schrie er im tiefsten Baß, „wir sind auch nicht von Holz und Stroh, und haben Stolz und Ehre im Leibe. — Was glaubt denn der Federfuchser? — Mir steigt die Galle! — Ich mag nichts mehr von ihm hören, ich laß ihn ungeschoren. — Er mag den alten Groll mit ins Grab nehmen, — ich hab' meine Schuldigkeit gethan. —“

Er hielt plötzlich im Fluß seiner lauten Rede inne, sah gedankenvoll in die Höhe, und als wäre ihm mit einem Male ein herrlicher und köstlicher Gedanke durch den Kopf gegangen, nahmen seine Gesichtszüge wieder mehr einen ruhigen, wohlgefälligen und gutmüthigen Ausdruck an, während um den Mund ein äußerst heiterer Zug spielte. Ich wußte nicht recht, was ich von diesem eigenthümlichen Benehmen halten sollte, und war in der That sehr begierig zu erfahren, was ihn so überraschend umstimmte. Doch, er ließ mich nicht lange in Ungewißheit; indem er sich noch tiefer zu mir hernieder neigte, sagte er mit halblauter Stimme:

„Warte, wir bekommen ihn doch. — Da geht mir auf einmal ein Gedanke durch den Kopf, und Du mußt mir die Hand dazu bieten. — Ich wette, er geht uns in die Falle! — Hahaha. Ich wette. — Vor allen Dingen sprichst Du keine Sylbe zu ihm

von seiner früheren Geliebte, von Emilie Kleeherz, nachherigen Frau Lootsen. — Verstehst Du?"

„Warum soll ich aber gegen ihn weniger aufrichtig sein, wie gegen Sie?" wandte ich ein.

„Ganz recht," entgegnete er mir ruhig, „und doch kann ich es von Dir verlangen. Es hängt mit meinem Plane auch ein Theil Deines Glücks zusammen. — Ich glaube es wenigstens! — Merke auf, Oskar! — Alles, Alles, was ich Dir von Frau Lootsen erzählte, — daß ich jenen Reisenden getroffen, daß Emilie eine Tochter hat, mit der sie einige Tage in Stuttgart verlebte, daß Du diese Tochter kennst, resp. liebst — — das Alles muß ihm ein Geheimniß bleiben, und ich wette er geht in die Falle. — Es wird uns freilich nur unter einem Umstande gelingen, — und der geht Dein Lebensglück an. Anna muß Dich lieben, heiß, leidenschaftlich und vertraulich, — sie muß Alles opfern können für Dich und um Dich, — sie muß Deine Braut — Deine Gattin werden, — nur dann gelingt mein Vorhaben, den eisigen, hartherzigen, vertrockneten Sonderling zur Versöhnung zu bringen, und die dichten Eismassen, die sich durch so langjährigen Gram und Kummer um sein Herz gelagert haben zu schmelzen. Und das sei meine Rache. Seinen Eigensinn zu stürzen, ist eine süße Genugthuung ge-

gen alle Härte und Ungerechtigkeit, die er mir zugefügt hat. Er soll einsehen, daß ich — bei Soldaten-Ehre! — noch bedeutend höher stehe als er, — daß ich hochherziger denke als er, daß ich tiefere Gefühle hege als er sich einbilden mag. — Ich habe mir einmal vorgenommen, unter allen Umständen eine Versöhnung zu Wege zu bringen, und wenn ich ihn damit verfolgen müßte nach allen Welttheilen! — Verdirb mir also meine süße Rache, resp. meinen Versöhnungsplan nicht. — Ich rechne fest auf Dich — — und — — Du kennst den Preis. — — Nun frage Dein Herz, — ob das wohl ein Mangel an Aufrichtigkeit ist, wenn —."

„Sie dürfen mich aber nicht verrathen," unterbrach ich ihn. Mein Herz klopfte fast hörbar. Ich war wirklich in einigen Zweifel gerathen, ob ich auf seinen Vorschlag eingehen könne, aber der herrliche Preis, der sich daran knüpfte, ließ mich gar nicht lange zaudern. Ich hatte mir zwar vorgenommen, meinen Onkel Steinwald mit den Schicksalen seiner ehemaligen Geliebten, soweit ich dieselben kannte, bekannt zu machen, und hoffte ihn vielleicht durch meine Liebe zu Anna versöhnlicher zu stimmen, doch hatte ich meinen Plan alsbald geändert, da ich vertrauensvoll dem biederen Hauptmann alles Weitere überlassen mußte.

„Ei Pah!" entgegnete er auf meinen Einwand. „Freilich könnte die Sache mit Dir und Anna schief ausfallen; — doch ich denke nicht. — Und wenn ich mich auf einmal zum Kuppler und Störenfried aufwerfe, und dabei Gefahr laufe, bei der Entwirrung verschiedenartiger, sehr kritischer Verhältnisse, tüchtig durchgebläut zu werden, so kannst Du überzeugt sein daß ich die Sache ernstlich nehme und auch auf einen günstigen Ausgang hoffen zu dürfen glaube. — Wir reisen morgen früh ab. — Das ist bestimmt. — Du verständigst Dich mit Deinem Onkel Steinwald, daß ihr Euch in Paris trefft, — was es weiter gibt, dafür lasse mich sorgen. — Uebrigens darf er nicht zu spät kommen, — wenigstens in der ersten Hälfte des nächsten Monats. — Du kennst Frau Emilie Lootsee nicht, Du hast noch nie etwas von ihr gehört — wenigstens nichts weiter, als was gerade auf unseren Zwist Bezug hat. — Daran halte fest, und vergiß Deine Verpflichtungen nicht; — und ich wette, der alte Eigensinn geht in die Falle! — Hahaha. — Jetzt gehe in Gottes Namen. — Mache Deine Sache gut. — Dein Alter steht schon eine Weile ungeduldig am Kreuzweg. Du kannst Dich auf eine rechte Strafpredigt gefaßt machen. — Nun, guten Morgen, vergnügten Tag!"

Er hatte bei den letzten Worten seine Pfeife wieder

zur Hand genommen, und erwiederte meinen Gegengruß auf's Freundlichste, als ich mich rasch entfernte.

Onkel Steinwald-Schautreu war keineswegs ungeduldig und unzufrieden über mein langes Ausbleiben. Es schien mir fast, als habe er es so gewünscht, und ohne daran zu erinnern, knüpfte er ein Gespräch über das Wetter an.

Es ist in Deutschland so im Allgemeinen Gebrauch gesellschaftliche Unterhaltungen mit einer Besprechung über Wetter und Jahreszeit einzuleiten, und man wird an dieses Gewöhnliche so gewöhnt, daß es in der That nicht mehr auffällt, wenn Jemand diese schwache, aber ziemlich sichere Nothbrücke gebraucht. Ja, es würde zuweilen sehr auffallen und wohl auch mit Recht befremden, wenn man von der allgemeinen Regel absehe und nach eigenem Gutdünken, aus Unkenntniß oder gar aus Schalkhaftigkeit eine Ausnahme machen wollte. — Es ist nun einmal so, — und eine Schwalbe bringt immer noch keinen Sommer; — aber bemerkt wird sie doch. — Demohngeachtet wollte mir die Anwendung der allgemeinen Rede-Anknüpfungs-Regel von Seiten meines Onkels gar nicht gefallen, sie schien mir so etwas Gezwungenes, Gesuchtes, ich möchte fast sagen: so etwas ganz Unpassendes. Er hatte nun einmal das Wetter

zum Gegenstand unserer Unterhaltung erhoben, so mußte ich mich auch geduldig fügen. — Im Stillen aber war ich doch auch wieder eines Theils recht froh darum, denn bei Behandlung unserer gegenseitigen Erlebnisse fürchtete ich mich in der That vor meiner eigenen Redseligkeit. Wie leicht konnte ich mich im Drange der Gefühle vergessen, und von der wärmsten Dankbarkeit und Liebe zu meinem Wohlthäter und Onkel durchdrungen, ihm Alles, Alles ausplaudern. Dachte ich an dieses Ungemach und dann an des Hauptmanns vereitelten Plan, an meine zertrümmerten Hoffnungen, so war ich ordentlich froh, um die gewöhnliche Nothbrücke der Wetterunterhaltung. — — Aber meine heimliche Freude war nur von kurzer Dauer. — Ich vergaß, daß eben diese siebenbögige Nothbrücke schon oftmals eine Brücke zur Liebe, zur Freundschaft, zur Ueberlistung und zum Verrath wurde.

„Ein herrlicher Morgen," begann mein Onkel, als ich ihn eingeholt hatte, und wir am Neckar hin nach der Brücke zugingen, „nur etwas frisch. Der Herbst wird bald zu Ende sein. Die Weinlese ist fast vorüber, dann hat auch des Herbstes Herrlichkeit ein Ende."

„Wie eben Alles im menschlichen Leben vergäng-

lich ist," sagte ich, als er einen Augenblick stehen blieb und mit sichtlichen Wohlgefallen um sich her schaute. Er schien Anfangs meine Worte überhört zu haben, doch wandte er sich gleich darauf an mich, indem er weiter ging und sich an mir führte.

„Du denkest wie Alle in der Welt," nahm er das Wort. „Sonderbare, ich möchte fast sagen: anmaßende Behauptung, das zu sagen, — und doch haben große Denker auf dieser Saite ein ganzes thatenreiches Leben hindurch Andern vorgegeigt, talentvolle, vielgefeierte und vergötterte Dichter immer in derselben Tonart von der Allgewalt schonungsloser Vergänglichkeit, vom Zahn der Zeit und was noch Alles dahinein tönt und wieder tönt, gesprochen — und Keiner, auch nicht ein Einziger, hat daran gedacht, daß es doch noch Dinge gibt, die uns nie von der Seite weichen, die immer mit uns fort und fort wandern, und uns mit den hohlen, blitzenden Augen einer schwarzen, düsteren Erinnerung immerwährend anstarren. Da posaunen, da jubeln und trauern, da dichten, singen und philosophieren sie in den hellen Tag hinein: Alles in der Welt vergeht!" —

— — — — — — — — — — —

Er sprach diese Worte mit einer solchen herzzerschneidenden Bitterkeit und Unzufriedenheit, daß es

mich in der That erschreckte. Dabei funkelten seine Augen so lebhaft, so durchbohrend scharf und treffend, und über sein ganzes Gesicht breitete sich ein schwarzer, düsterer, unheimlicher Ernst, daß es mir ganz unbehaglich wurde. Bei Gott! mein Onkel kam mir jetzt wirklich als ein merkwürdiger Sonderling vor, der mir aber nichts weniger als gutmüthig und verträglich erschien.

„Könnten sie Alles vergessen machen, könnten sie so Herr über die eisige Gewalt des Schicksals werden, daß sie in Wahrheit sagen könnten: Alles vergeht. Die Jahre kommen und gehen, sie bringen uns armen Geschöpfen Dies und Das, Sonnenschein und Regen, Sturm und sanften Zephirhauch, Freud und Leid, Wonne, Liebe, Trennung und Täuschung, — das rollt freilich im Strome der Zeit hinab ins Meer der Vergänglichkeit, um nie wieder zu kehren, aber was zurückbleibt in der engen Menschenbrust, die welken Blätter der Liebe, die verblühten Vergißmeinnichte der Freundschaft, das verdorrte Immergrün der Hoffnung, die tiefgelbe, saftigfrische Blume der Täuschung, — das bleibt und wankt und weicht nicht, — das sitzt so fest, daß bittere Wehmuth das Herz durchwuchert. — Sag' einer was er will, für diese Krankheit, für dieses Gift hat noch Keiner unter der

Sonne ein heilendes Kraut gefunden. Da stehen sie, die armen Geschöpfe, aber die Erinnerung, die schwere, harte, drückende, peinigende Erinnerung, die selbst hinter dem bunt schimmernden und die Sinne betäubenden Blumenbeete der Freude, wie ein düstrer, höhnisch neckender Dämon hervorlugt, die können sie nicht für immer und ewig verbannen. — Armselige Welt! — Dort, in jenem hohen, schönen, prachtvoll eingerichteten Hause, strahlt eine stattliche Dame in ihrem feinsten, elegantesten Ballanzuge; die emsige Bedienung eilt geschäftig hin und her, und jeder leise Blick ist Befehl; — nun ist sie allein; — sie starrt traurig und betrübt zum Fenster hinaus in die schwarze Nacht; — der Wagen wird ihr gemeldet; — sie verläßt das Zimmer mit einem schweren Seufzer, fährt zum Hofball, und ist munter, ausgelassen munter, obgleich sie schon seit zwanzig Jahren einen heimlichen Kummer mit sich herum trägt. — Und doch vergeht Alles in der Welt, heißt es tagtäglich und wird für ewige Zeiten so nachgesprochen."

Er hielt inne. — Er war nicht aufgeregt, denn er sprach seine letzten Worte mit jener kalten Ruhe, wie sie nur ein hartes und schweres Schicksal einem Menschen eigen machen kann. Seine Ausdrucksweise hatte aber den bitteren Ernst nicht ganz ver-

loren, obgleich sie gegen Ende etwas wehmüthig, traurig — — ich möchte fast sagen: nicht ganz ohne Spott klang. Und doch war so etwas Würdevolles, so etwas Gewaltiges nnd tief Ergreifendes in dem was er sprach, daß er mich unwiderstehlich in seinem Gedankenstrom fortriß. Es lag etwas Erschütterndes in seinem Schmerz, in seiner Bitterkeit, in dem düstern Ernste seiner Lebenserfahrungen, daß es mich recht traurig und betrübt machte. — Er mußte nicht gut geschlafen, und mein Anliegen von heute Früh ihn mißstimmt haben, denn er schien mir nicht in der besten Laune zu sein. Wie hätte auch sonst mein flüchtig hingeworfenes Wort ihn so in den Harnisch, so ganz außer aller Fassung bringen können? — — Doch fand ich in seinen Worten so manches Wahre, — daß auch ich anfing mich recht ernsten Betrachtungen hinzugeben.

„Sie haben eine sehr traurige Weltanschauung, mein lieber Onkel," unterbrach ich das ernste Schweigen, welches eingetreten war. „Man soll aber nie schmerzliche Erinnerungen heraufbeschwören, — es ist nicht gut, — man entbehrt dadurch die Freuden des Lebens, oder verbittert sich dieselben doch sehr, — man quält sich und Andere damit," fügte ich in Beziehung auf den Hauptmann bei.

„Freilich darf man mit seinem Kummer keinem Menschen zu Last fallen," entgegnete er mir ruhigen Ernstes. „Das beabsichtigte ich auch nie, — und wer wird überhaupt die Absicht hegen, durch seinen Schmerz Andere zu belästigen. Im Gegentheil —"

Er blieb plötzlich stehen und zog meinen Arm fest an sich, indem er sich rasch unterbrach:

„Wir wollen uns mehr links halten, lieber Oskar. Da drüben in der Allee ist das Menschengewühl zu stark, und ich möchte gerne ungestört, ungehört mit Dir plaudern können. Hier links sind weniger Spaziergänger, der Weg schlängelt sich in vielen Windungen dahin, er hat zwar weniger Schatten, doch den vermißt man in dieser Jahreszeit nicht mehr, und wir kommen fast ebenso schnell an unser Ziel. Laß uns also diesen Weg einschlagen. — Wie die Blätter schon sämmtlich so gelb sind: — wie bald wird der Winter seinen frostig kalten Einzug feiern."

Wir gingen also seinem Vorschlag gemäß einen Seitenweg durch die Anlagen.

Es dauerte eine Weile ehe mein Onkel fortfuhr.

„Wen das Unglück schon an der Wiege besucht," sagte er, „den behält es meistens lieb durchs ganze Leben. Das Glück ist viel launischer."

„Weil wir ungerecht sind," entgegnete ich, „un-

erkenntlich und undankbar, mein lieber Onkel. Das Schicksal kann uns in der Kindheit und frühesten Jugend recht schwer treffen, es kann uns ~~recht~~ viel und recht hartes Unglück gebracht haben, und doch können spätere Jahre im heitersten Sonnenlichte des Glücks, voll Freude, Lust und Wonne dahin fließen. — Wie war es mir ergangen? — Wäre es nicht undankbar und ungerecht, wenn ich nicht der großen Wohlthaten gedenken wollte, die ein gütiger Gott durch Ihre Milde und Menschlichkeit mir zufließen ließ? War ich es, der Ihre Schritte an jenem Abende zu Philadelphia lenkte? — hatte ich vielleicht die wunderbare Fügung getroffen, daß mein Wohlthäter zugleich mein Onkel, mein —"

Ich hielt inne, denn ich war eben in Versuchung noch andere Beziehungen zu erwähnen, als mir noch zeitig genug die Mahnungen und Bedingungen des Hauptmanns Schweigen geboten.

„Du hast mich mißverstanden," nahm er das Wort, als ich im Fluß meiner Rede stockte. „Dein Schicksal rechne ich zu den Ausnahmen; doch möchte ich Dich an den weisen Solon erinnern, wenn er einen Menschen vor seinem Ende nicht glücklich preißt. — Ich bin in gewissen Punkten ein wenig Sonderling, wenn nicht noch mehr; Du wirst mich noch näher

kennen lernen, und wenn Dir einmal mein ganzes, viel bewegtes Leben klar und hell vor den Augen liegt, dann wirst Du schon anders über mich urtheilen. — — Siehe, lieber Oskar, von Kind auf war ich mehr auf mich selbst angewiesen, als die meisten meiner Kameraden. Ich sah die Noth meiner armen Mutter, den Fleiß meiner Schwester, da konnte ich mich nicht hineinstürzen, in die lockenden Knabenspiele, in die zerstreuenden Jünglings- und Studentenpossen. Mich zog es immer zur Wissenschaft, um einer geliebten Mutter auch noch bessere Tage, noch sorgenfreiere Zeiten bereiten zu können. Da waren kindliche Liebe und Dankbarkeit mir immerwährende Sporen, unaufhaltsam meinem gesteckten Ziele nach zu streben. So vergingen die Knabenjahre; ich hatte wenig von ihren Freuden genossen; — ich kam auf die Universität, und welche Verhältnisse uns da erwarteten, weißt Du bereits. Wir hätten recht glücklich sein können; — ja, wir waren es auch eine Zeit lang. Wir lebten zufrieden, hatten keine Nahrungssorgen, und des Ueberflusses bedarf es wahrlich nicht, um glücklich zu sein. — Mir steht es immer noch so lebendig vor der Seele, wenn wir Kinder — Deine Mutter und ich — des Abends in der Dämmerstunde auf dem alten schwerfälligen — noch von unserem

Großvater herstammenden — Sopha saßen, unsere gute Mutter in der Mitte, meine Schwester rechts, ich links, so recht warm und fest und innig an ihr angeschmiegt, die Arme, wie zum unzertrennlichen Bunde zusammen verschlungen — und wir dann immer und immer wieder an ihr quälten, uns doch etwas aus ihrem Leben zu erzählen; — wenn sie dann erzählte von ihren Eltern, wie die einstens so reich und angesehen waren, wie sie dann flüchtig gehen mußten, wie ihr Schloß zerstört, ihre Dienerschaft vertrieben wurde, da hörten wir immer wieder mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, wenn wir auch das Alles schon fünfzig Mal gehört hatten. Das waren so rechte Stunden des Friedens und des Glücks. Man freute sich von einem Tag zum andern auf die Dämmerstunde. — Dies war meine einzige Jünglingsfreude, und sie ist auch als die angenehmste Erinnerung zurückgeblieben. Nun kam die Geschichte mit meiner Schwester, — — ich hab Dir's ja schon erzählt." —

— — — — — — — — — — —

„Aber ich möchte immer und immer wieder davon anfangen, lieber Oskar," fuhr er nach einer Pause, während welcher er mit seinem Stock in der Luft herumgeschlagen hatte, fort, „seit vielen Jahren habe ich

mich nicht offen, so wie mirs ums Herz war, aussprechen können. Wem konnte, wem wollte ich mich auch anvertrauen, — wer hätte an meinem Schicksale so innigen, aufrichtigen Antheil genommen, wie Du. Das war eine harte Zeit! — Wenn man Jemand hat, dem man sich anvertrauen kann, der mit einem seufzt, mit einem klagt und weint, kurz, der aufrichtigen Antheil an unserem Schmerze, an unseren Leiden nimmt, dann wird's einem wohl leichter um's Herz, man vergißt sich eher, findet und höret auch Trostworte, und windet sich so allmählig aus den Schlingpflanzen drückender Verhältnisse und quälender Gedanken heraus. Wenn man aber so ganz allein steht, ohne Vater, Mutter, Geschwister und Freunde, ach, da wühlt sich der Schmerz recht tief in das arme Herz, und bleibt auch in seiner ersten Stärke, bis er endlich Alles überwunden und unter seine Botmäßigkeit gestellt hat. So irrte ich fast volle dreißig Jahre umher, schweigsam, für Andere verschlossen; nun aber bricht mit einem Male die Eisdecke, und wie ein mächtiger Strom, der gewaltsam in seinem Laufe gehemmt worden war, stürzt die Lust sich mittheilen, sich Jemanden vertrauen zu können, daher."

„Lassen Sie ihm freien Lauf, mein Onkel," sagte ich nicht ohne Rührung.

„Was ich jahrelang mit mir herumtrug, allen Kummer, alles Weh und allen Schmerz, was ich gewaltsam und nach vielen Kämpfen niedergedrückt, wenn auch nicht ganz zum Schweigen gebracht habe, es regt sich mächtig in meiner Brust, es tritt lebendiger als jemals vor die Erinnerung, und mir wird, als müßte ich mit einem Male das Alles ausschütten, damit es mir dann leichter ums Herz werde."

„Thun Sie das," bemerkte ich ermuthigend. — „Hatten Sie aber niemals wahre Freunde gefunden?" fragte ich dann theilnahmsvoll, da er eine Weile schwieg.

„Freunde? Ha! hahaha," gab er mir zur Antwort, in jenem bitteren, schmerzvollen Ton, wie er im Anfang unserer Unterhaltung auf dem Wege sprach. „Freunde, — — genug, mein lieber Oskar. — Wer einmal einen Freund gehabt hat, den er über Alles liebte, der so ganz seinem inneren Seelenleben entsprach, sich in demselben aber dennoch täuschte, und von ihm auf's Elendeste hintergangen wurde, der findet nicht leicht wieder Jemand, mit dem er eine warme, innige Freundschaft anknüpfen kann. Mir ist es nicht schwer gefallen gewöhnliche Alltagsfreunde zu finden, ich habe deren in allen Weltgegenden, hüben und drüben, aber niemals war ich so glück-

lich ein Herz zu finden, das mir diesen Rohdach hätte ersetzen können. O wüßte er, wie tief mir sein Betragen das Herz durchschnitt!" —

„Er weiß es, — er hat es schmerzlich bereut, Ihnen so viel Kummer und Leid gebracht zu haben, — aber er ist strenggenommen —"

„Unschuldig?" fiel er mir bitter lachend in's Wort. „Natürlich, — natürlich. — Hahaha! — Das sagte er mir schon in Baden-Baden, — natürlich, ich bin die alleinige Ursache an unserer dreißigjährigen Entfremdung. Das sind lauter alte, abgedroschene Redensarten, die mich nur aufs Neue reizen können. — Er hat unsere Freundschaft sehr leicht genommen! — Doch, wir kommen da wieder auf das alte verdrießliche Thema von heute Früh, und ich will mir den Tag nicht verderben. — — Er hat Dir wohl die Ursache unseres Zwistes erzählt?"

„Doch nur vorübergehend," antwortete ich äußerst freundlich und herzlich, um ihn zu beruhigen.

„Das glaube ich gern," sagte er bitter vor sich hin, dann schwieg er eine Weile, worauf er stehen blieb und mich eine halbe Minute ernsten Blicks ansahe, ehe er fort fuhr:

„Hier drüben steht eine Laube, ein einsames, freundliches Plätzchen, abgeschlossen von dem Lärm der Straße,

ruhig und still, wenn es Dir recht ist, wollen wir dort ein Stündchen verplaudern. — Ich kann Dir alsdann auch jene verdrießliche Geschichte erzählen."

Ich erklärte mich damit einverstanden. — Er führte mich einen schmalen Pfad seitwärts durch ein Gehölz, welches lustig und waldähnlich durcheinander wucherte, und den Spaziergänger durch seinen schon ganz vergelbten, spärlichen Blätterschmuck nur wenig verbarg. Das „einsame Plätzchen" hatte wirklich eine allerliebste Lage, so heimlich und traulich. Uralte Bäume wuchsen zu beiden Seiten hoch empor und breiteten ihre Aeste schützend über ein nicht sehr hohes Gehölz, dessen Laubwerk sich zu einer laubenähnlichen Ueberdachung bildete, ohne daß Menschenhand etwas dazu beigetragen hatte. An den dicken, festen Baumstämmen rankte sich dicht der grüne Epheu empor, verlor sich in den weitverzweigten Aesten, oder hing wie ein langer grüner Faden, an dem hie und da ein lederartiges Blatt einen Knotenpunkt bildete, haushoch herab. Obgleich der Herbstfrost die Blätter gegelbt und geknickt hatte, und schon zuweilen ein unfreundlicher Ostwind sein rauschendes Spiel mit dem Laubwerk trieb, so war das stille Plätzchen, mit einer breiten Bank versehen, doch geschützt und abgeschlossen genug, um hier ein recht trauliches Gespräch führen zu können.

Die Sonne schien noch warm, es glänzte und funkelte ihr Licht in aller Pracht und Herrlichkeit, so daß einem das Herz frohlockend aufging. Einzelne Sonnenblicke lugten durch das noch ziemlich vorhandene Laub und starke Holzwerk, und trieben ihr neckisches Spiel, sobald der leichte Luftzug ein Blatt verschob oder das ganze Laubwerk ein wenig kräftig rüttelte.

Siebentes Kapitel.

Nur Liebe bringt Frieden, nur Liebe bringt Heil,
Nur Liebe bringt wahren Segen,
Für Silber und Gold ist Liebe nicht feil,
Am Lieben ist Alles gelegen!

Karl Wörle.

Wir hatten ziemlich einsilbig das Plätzchen aufgesucht, und uns schweigend auf der grün angestrichenen Bank niedergelassen.

Noch eine Pause, und mein Onkel begann:

„Ich hab' Dir schon gestern von der Veranlassung erzählt, die mich nöthigte, einige Zeit auf dem Gute des Herrn Kleeherz zuzubringen, während meine Mutter nicht in den besten Verhältnissen, in der Universitätsstadt ihre Tage kummervoll, traurig und ohne Schutz und Trost verbrachte. Meine Schwester war mit ihrem Gemahle, Deinem Vater, flüchtig, — Nach-

richten waren uns noch keine von ihnen zugekommen — die beiden Pfarrerssöhne hatten, wie alle Kostgänger und Miethsherren die Universität verlassen, waren theils nach Haus, theils aber auch dem Ruf der Freiheit, für Fürst und Vaterland in's Feld der Ehre gefolgt. Ich war kurz zuvor dem Gefängnisse entsprungen, mußte mich daher vor der überall lauernden französischen geheimen Polizei sehr in Acht nehmen und konnte deßhalb den Hof meines väterlichen Gastfreundes, des Herrn Kleeherz, ohne die Gefahr erkannt, ergriffen und wieder eingesteckt zu werden, nicht wohl verlassen. Wie dauerte mich die arme Mutter; doch was war da zu ändern. Das Schicksal war einmal hereingebrochen, wir mußten es geduldig, mit christlichem Gottvertrauen ertragen. Ich war in jener Zeit sehr fromm und gottesfürchtig und betete viel, warm und inbrünstig um andere, bessere Verhältnisse, — um bei meiner Mutter sein zu können, um mit ihr zu weinen, um sie zu beruhigen und zu trösten, um ihr mit Rath und That an der Hand zu sein. Doch im Rathschlusse des Himmels war es anders bestimmt, — meine Mutter starb, — das Jahr 1813 rief auch mich unter die Fahnen der freiheitsbegeisterten Jünglinge, ich trat in ein Freikorps und kämpfte gegen die Franzosen. Bei Leip-

zig ward ich verwundet; nach meiner Genesung kehrte ich nach der Universitätsstadt zurück und fuhr in meinen unterbrochenen Studien auf's Eifrigste fort. — Um Dir das Weitere erzählen zu können, und damit Dir der Zusammenhang, in wie weit er den Hauptmann von Rohdach angeht, leicht klar und anschaulich wird, muß ich zuvor erst noch etwas weiter ausholen.

„Das Gut des Herrn Kleeherz war ehemals eine angesehene Rittergutsbesitzung gewesen, und gehörte erst seit etwa zwölf Jahren dem jetzigen Besitzer. Es lag in einem freundlichen, äußerst anmuthigen, nur nach der einen Seite hin etwas wildromantisch ausmündenden Thale, von einem wildrauschenden Wasser in vielen Windungen durchflossen. Das Thal war nicht sehr weit und bildete fast einen vollständig abgeschlossenen, ringsherum von hohen Bergrücken umgebenen Kessel, der sich gegen Süden etwas zusammenengte und eine ziemlich weite Felsenspalte offen ließ. Auch senkten sich hier die Berge etwas, so daß man von den Bergen rechts und links und im Rücken eine weite herrliche Fernsicht nach Süden hatte und noch weithin den Silberbach durch üppige Saatenfelder und frischgrüne Wiesen, an Mühlen und Dörfern vorbei sich dahin schlängeln sah, — wie er jetzt

eine Strecke sichtbar blieb, zwischen einem niedrigen Birkengehölz verschwand, dann wieder etwas hervorkam, gleich darauf aber hinter einem kleinen Hügel vorbeilief, eine Mühle trieb und sich endlich in der weiten Ferne verlor. Folgte man dem Blick weiter abwärts, so sah man mehr rechts fast in Nebel verhüllt und kaum sichtbar die Kirchthürme der Universitätsstadt, die etwa drei Stunden entfernt im Thal liegt, und bei welcher sich auch das rasch dahin stürzende Bergwasser in einen Fluß ergießt. Der Bach selbst entspringt weiter oben im nördlichen Theil des Gebirges und fließt schon in ziemlicher Breite und Wasserfülle an der Gutswohnung vorbei; indem er, durch einige Felsen in seinem Bette zusammengeengt, dort einen kleinen Wasserfall von sechs Abstufungen bildet und dadurch auf der östlichen Seite des Schlosses eine Art Burggraben macht.

„Das Schloß liegt am nördlichen Ende des Thalkessels auf einer kleinen Anhöhe und hat eine überaus reizende Lage. Es überschaut nicht nur seine ganze Umgebung bis hinauf auf die Gipfel der Berge, die es kühn überragen, sondern noch weithin nach Süden Dörfer und Städte, Felder und Wälder. Und kommt man von dorther und sieht das stattliche Schloß im Glanze der Sonne neugierig aus seiner

Thalenge hervorblicken, so nimmt es sich ganz herrlich und reizend aus.

„Die Gebäulichkeiten waren sehr ausgedehnt; gegen die vordere, die südliche Seite hin stand das eigentliche Schloß, ein dreistöckiges, den ganzen Vorsprung der Anhöhe einnehmendes Gebäude mit hohen Fenstern, an denen zu beiden Seiten grüne Läden angebracht waren; in der Mitte gewährte ein Balkon, durch zwei marmorne Säulen getragen, dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt. Vor der ganzen Hausfronte breitete sich eine Terrasse aus. Schlingrosen, wilde Reben und Epheu rangten sich an einem vielfach verzweigten und oben wie zu einem Dache vereinigten Eisengeländer, und bildeten so im Sommer eine freundliche, einladende Laube, die einem mit ihrer Kühle gar traulich entgegenlachte und einlud. Nach der einen Seite, dort wo das Laub besonders dicht war und Epheu und Schlingrosen in der großen Laube nochmals eine kleine, viel traulichere, heimlichere und einladendere gebildet hatten, dort stand gewöhnlich ein kleines Arbeitstischchen, hinter demselben ein zweisitziges Sopha mit rothem Sammtüberzug, und einige Gartenstühle ringsherum. Tief unten rauschte das wild dahin stürzende Wasser, vom andern Ufer herüber breiteten uralte Bäume ihre Aeste schützend über

dasselbe, und der Wind flüsterte gar geheimnißvoll und ergreifend in dem dichten Laubwerk, und wenn nun noch die Vögel in demselben ihr Wesen trieben, hüpften, herumschwirrten, pfiffen, zwitscherten, sangen und jubelten, als säßen sie im großen Rath oder hätten irgend ein Fest zu feiern, so war dies ein allerliebstes Ruheplätzchen. Ich saß zuweilen stundenlang auf dem Sopha allein und hörte ihrem munteren, lustigen Treiben zu, so daß ich oft ganz eigenthümlich bewegt wurde. Das reißende Bergwasser unten in einiger Tiefe, auf dem jenseitigen Ufer sechs bis sieben Linden, deren Stämme mit grünen Epheu dicht verkleidet sind, kleineres Gehölz auf der ganzen jenseitigen Fläche, bis hin zur steilen Felsenwand, die sich nur wenige Schritte von dem schon ohnedies etwas schroffen Ufer stolz erhebt und wie eine kalte, düstere Mauer dasteht, dieses Alles machte auf mich immer einen gewaltigen Eindruck. In der Tiefe überschlugen sich in immerwährenden Rauschen und Tosen die Wellen, zu dem bewegten Herzen eine geheimnißvolle, wehmüthige Sprache sprechend. Wie oftmals sahen wir hinab in den hochschäumenden Wellentanz und flüsterten uns halbleise Worte der Liebe. — Doch ich will nicht vorgreifen.

„Die vordere Seite der Terrasse umfloß der Bach

fast ganz, machte einen spitzen Winkel gegen West und zog sich dann in vielen Schlangenwindungen das Thal hinab, dem Engpaß zu. An die andere Seite der Terrasse grenzte der Garten, welcher sich, etwas tiefer gelegen als das Schloß, in einer kleinen Thalenge so ausbreitete, daß er auf drei Seiten von leichten Hügeln und den Hofgebäuden umschlossen war und nach der Thalebene hin an den Bach grenzte. Er war von beträchtlicher Ausdehnung, hatte einige schattige Kastanienalleen, viele Kreuz- und Querwege in allen möglichen Windungen, mehrere kühle Lauben und, was mir zuweilen die Hauptsache war, ein verborgenes, stilles, heimliches und recht trauliches Plätzchen, von dem man, da es etwas höher gelegen war, eine recht freundliche Aussicht in's Thal haben konnte; doch mochte ich von hier aus die Gegend nie recht lange und anhaltend betrachten, wie dies zuweilen von einem noch etwas höher gelegenen Punkte zu geschehen pflegte, denn dieses einsame Plätzchen zwischen zwei Felsen, rings von wilden Reben, Epheu und Gehölz umgeben, wurde immer nur zu trauten, heimlichen Gesprächen zwischen mir und Emilien benutzt. Es war ganz abgelegen, von keiner Seite sichtbar, und war eigentlich durch mich entdeckt und später auch zur angemessenen Benutzung gebracht worden. — Wie

hätte ich damals ahnen können, daß ich einige Jahre später an dieser Stelle so viel Schmerz empfangen sollte, daß mir da, wo ich die seligsten und glücklichsten Stunden verlebte, auch einstens mein ganzes zukünftiges Leben verbittert und mir hier eine ganz neue Lebensrichtung gewaltsam eröffnet werden sollte!

— — — — — — — — —

„Das eigentliche Schloß stand fast ganz selbständig und frei da, hohe Thorbogen bildeten an beiden Flügeln die Verbindung zu den zahlreichen Oekonomiegebäuden, welche den großen Hof eingeschlossen. Der Hof war immer außerordentlich sauber gehalten, kein Grashälmchen durfte in demselben wuchern, kein Ackergeräthe, kein Werkzeug, kurz Nichts durfte im Hofe liegen bleiben, wenn es nicht seinen festen Platz in demselben hatte. Da waren die Stallungen, die Scheuern und die Geräthkammer, wohin die Sachen und, sobald sie ausgebraucht waren, wieder aufgehoben werden mußten. Wehe dem, der es einmal gewagt hätte, diese strenge Regel zu umgehen. Denn der Herr und Gebieter war ein äußerst gestrenger, leicht reizbarer und rücksichtslos harter Mann. Obgleich unansehnlich und schwächlich von Gestalt, aber emsig und fleißig und an allen Orten mit wachem Auge nachsehend, kannte er doch keine Furcht, und selbst baumlange, starke und stäm=

mig untersetzte Arbeiter konnten ihn nicht erschrecken oder in seinem wildauflodernden Zorne zurückhalten.

„In der Mitte des Hofraums war ein schöner frischgrüner Rasenplatz, ein längliches Viereck, kleine, reinlich gehaltene Kieswege führten zu dem in der Mitte befindlichen marmornen Brunnen mit drei übereinander liegenden Schalen, deren oberste, im Umfang einer großen Schüssel, einen kleinen Wasserstrahl in die Höhe schießen ließ. Nach vier Seiten hin sandte der Brunnen durch kupferne Röhren sein reines Quellwasser in ein ihm umgebendes Wasserbecken. Um den Rasenplatz herum lief eine Reihe kunstreicher Arkaden. Dieser Brunnen belebte mit seinem murmelnden, plätschernden Wasser den Hof auf's Angenehmste und verlieh ihm eine gewisse Traulichkeit und Heimlichkeit. Des Morgens früh und des Abends spät war um denselben viel Leben und Treiben, wenn die Mägde mit ihren blanken Kupfergefäßen, die Knechte mit ihren zweiarmigen Tragkübeln Wasser für die Küche, für's Haus, für's Vieh und für sonstigen Bedarf hier zu holen kamen.

„Hinter den, zum eigentlichen Hof gehörenden landwirthschaftlichen Gebäulichkeiten erhob sich ziemlich steil das Gebirge mit seinen reichen Waldungen nach der einen, mit seinen lachenden Weinbergen nach der an-

dern Seite hin. Im Norden oder im Rücken des Schlosses befand sich ein herrlicher Eichwald, mehr gegen die Höhe hin mit Nadelholz vermischt. Eine kleine Thalenge voller Schluchten und interessanten Punkten bildete sich dort, in der Tiefe stürzte in der wildesten Aufregung das Bergwasser nach dem Thal hin, wo es der fleißig betriebenen Wiesenbewässerung sehr erwünschte Dienste leistete.

„An den großen Thoren rechts und links lagen große Hunde zur Bewachung. Von hier aus führten Fahrwege hinab in's Thal. Der eine führte über eine hohe Brücke, welche aus massivem Sandstein über das reißende Bergwasser errichtet war. Auf ihr hatte man einen äußerst wildromantischen Anblick. Auf der einen Seite das Schloß mit der Terrasse und jenem heimlichen, traulichen Plätzchen, wo gewöhnlich blühende Blumen in Scherben standen, auf der andern die starkstämmigen Linden mit ihren weit verzweigten Aesten, und unmittelbar hinter denselben die fast thurmhohe Felsenwand, auf deren oberster Spitze man niedriges Gesträuch wie einen Kopfputz überhängen und im Winde sich hin- und herwiegen sah; unten in der Tiefe aber der ziemlich breite Bach in seinem raschen Fall. Dieses war ein mächtig erregender Anblick, mein lieber Oskar. — Manchmal saß ich auf dem Geländer der

Brücke, so recht im Anschauen des gewaltigen ernsten Bildes verloren, da zog es mir wie bange Ahnung durch die Seele, als hätte ich noch recht viel Schmerzliches durchzukämpfen, als wären all' meine süßen, seligen Hoffnungen und Träume nur buntschimmernde Seifenblasen, und wenn ich dann zum Himmel aufblickte und sah auf der Felsenspitze die Gesträuche hin- und hergaukeln, dann in der Tiefe den rasch vorübereilenden Wellentanz, da schien mir die Brücke unter den Füßen zu wanken, und mir ward, als drehe sich Alles im Kreis herum, die Linden, die Felsenwand, das Schloß und der blaue, klare Himmel!

— — — — — — — — —

„Ich habe Dir, lieber Neffe, das Schloß mit seiner freundlichen Umgebung etwas ausführlich und genau beschrieben, verzeihe einer vielleicht kindischen Schwäche; aber dieses Bild lebt seit dreißig Jahren in meiner Erinnerung, es schwebt immer und immer vor meinem geistigen Auge, daß es mir eine unbeschreibliche Lust gewährt, diesem Bilde endlich einmal durch die Mittheilung Leben geben zu können. Ich fühle mich ordentlich wohl und erleichtert, mir ist, als wäre ich lange auf diesem Schlosse eingesperrt gewesen, und erblickte jetzt mit Einemmal wieder die Natur im ersten Frühlingsschmuck.

„Doch zur Sache", unterbrach er sich rasch und fuhr dann fort:

„Dieses Gut gehörte dem Herrn Kleeherz, der es vor etwa zwölf Jahren gekauft hatte. — Herr Kleeherz war ein äußerst unfriedlicher, aber zeitweise doch sehr freundlicher und zuvorkommender Mann. Besonders aufmerksam und zuvorkommend war er gegen Fremde, deren Besuche ihn beehrten; freigebig, mildthätig und hülfreich, wenn er es vor den Augen der Welt zur Schau tragen konnte, geizig, knauserig und geldgierig aber, sobald er sich unbemerkt und unbeobachtet glaubte. Er besaß weder Geist noch Gemüth, hatte aber stets eine gehörige Portion Mutterwitz bei der Hand, und galt darum bei Denen, die nur wenig mit ihm verkehrten, für äußerst gebildet, belesen und redefertig. Das war jedoch Alles nur oberflächliches, theils angenommenes, theils auch abgelerntes Scheinwesen. Wer ihn in seinen vier Wänden, im Familienkreise, bei seinem zahlreichen Gesinde und seinen Geschäften, und dann wieder bei glänzenden Gesellschaften, die er zuweilen gab, bei öffentlichen Lustbarkeiten, wissenschaftlichen, landwirthschaftlichen und sonstigen Besprechungen gehört hat, der mußte sich ein ganz anderes Urtheil bilden, als es die Welt von ihm hatte. Er hatte kein Herz, darum auch keine Liebe; Habgier und Ehrgeiz

hatten schon von früh' auf sein Gemüth mit einer eisigen harten Kruste umgeben; Hochmuth und unberechtigter Stolz waren schon längst die Leitsterne seiner Handlungen geworden, und die Sucht, vor der Welt zu glänzen, führte ihn wie eine willenlose Marionette an ihrem schwachen Gängelbande. Prahlerei war, wie dies bei allen geistesarmen und oberflächlichen Menschen der Fall ist, eine Hauptliebhaberei und Schwäche bei ihm. Sein Ich stellte er über Alles; Frau und Kinder verschwanden in der hohen Meinung von sich selbst.

„Dabei war Herr Kleeherz, wie gesagt, ein schrecklich jähzorniges, leicht reizbares und fast in beständiger Aufregung lebendes Männchen, von mittlerer Größe, hagerer Gestalt, mit bleichen, abgelebten Gesichtszügen, ohne Ausdruck und Geist, aber mit großen, lebhaften, leidenschaftlich stier und wild umherrollenden Augen von blauer matter Farbe, die ohne diese Lebhaftigkeit sehr wenig aufgefallen wären. Sein Wesen war im Allgemeinen sehr flink, lebhaft und geschäftig, im Beisein Anderer etwas ruhiger, abgemessener, bei Vornehmen und Reichen stolz, ernst, steif und ceremoniös. Sein sittliches Benehmen war übrigens der Welt gegenüber ganz vorzüglich, musterhaft. Er hatte sehr wenig Bedürfnisse — wahrscheinlich aus Geiz — und

bestrebte sich immer, auch andere Menschen zu einer einfacheren Lebensweise zu bewegen; er besuchte keine Wirthshäuser, trank nur höchst selten außer Gesellschaft Wein und haßte die gewöhnlichen Vergnügungen gebildeter Menschen, als Bälle, Parthien u. s. w., d. h. wenn er nicht seine Hand dabei im Spiel haben konnte.

„Ganz das Gegentheil hiervon war seine Gattin, Namens Lottchen, geborne Glatt. Sie war ein wahres Muster einer Hausfrau, fleißig, emsig, unermüdet und gewandt, ein köstlicher Schatz für einen Mann; doch war sie zu der Zeit, da ich als armer Flüchtling auf das sogenannte „Kleegut" kam, schon schwächlich und kränklich. Sie war wohl von jeher nicht sehr stark und kräftig gewesen, aber sie war gesund, und war bis zu ihrer Verheirathung niemals krank. Von etwas kleiner Gestalt, war sie aber zierlich und anmuthig gebaut; sie hatte Manieren und Bewegungen an sich, die äußerst reizend und lieb waren, so daß sie selbst der Verschlossenste anziehend und unterhaltend finden mußte. Dabei besaß sie bei ihrem einfachen, bescheidenen Wesen seltene Geistesgaben, einen fast männlichen Scharfblick, aber eine Ruhe, eine Gelassenheit und Bedächtigkeit, die wohl liebenswürdig war, zu der grenzenlosen Lebhaftigkeit ihres Mannes aber durch-

aus nicht paßte. Kurz, sie war in ihrem damals vierzigsten Lebensjahre noch eine recht anmuthige Erscheinung, die aber freilich durch ihre Hinfälligkeit sehr abgenommen hatte, und mit jedem Tage immer mehr abnahm.

„Sie hatte drei Kinder. Zwei lebten noch auf dem Gute: Emilie und Emil, ein älterer Sohn Paul war Familienverhältnisse halber, wie man mir damals sagte, unter die Franzosen gegangen und sollte bei einer Schlacht sein Leben geendet haben. Ich hatte ihn nie gekannt, auch konnte ich hinter diese Geschichte nie recht kommen, die einzelnen Mittheilungen widersprachen sich zuweilen sehr auffallend, und was ich hörte machte einen tief erschütternden Eindruck auf mich. Ich werde im Verlauf meiner Erzählung noch einmal auf ihn zurückkommen, und dann mehr von ihm.

„Die einzige Tochter des Hauses Kleeherz hieß, wie Du schon weißt, Emilie. Sie war fast noch ein Kind, als ich den Hof besuchte, ohngefähr fünfzehn bis sechszehn Jahre alt, aber wie eine Rose so voll und so schön, so anmuthig und blühend. Weit und breit war kein Mädchen zu finden, das ihr an Schönheit und Liebreiz gleichkam. Sie hatte ein wahres Madonnengesicht, mit blendend weißem Teint, ihre frischen vollen Wangen übergoß ein leichtes Roth,

und die purpurnen Lippen ließen eine elfenbeinweiße Zahnreihe durchstrahlen, so daß der kleine zierliche Mund wie ein Strauß rother und weißer Rosen einem entgegenlachte. Dies Alles aber überstrahlte ihre schönen, azurblauen Augen, in denen man einen Himmel voll Milde, Liebe und Treue zu sehen glaubte. Lebhaft wie die Augen ihres Vaters, aber nicht so unsicher und unstät, sondern voll Begeisterung für alles Edle, voll Feuer für Freundschaft, Liebe und Vaterland, der Spiegel eines reinen, frommen, wahrhaft guten Herzens. Sie hatte fast die Größe ihrer Mutter, einen äußerst zarten und anmuthigen Körperbau, volle schöne Arme, feine Taille und runden vollen Hals. Ueber der hohen Stirne glänzte ihr schönes hellblondes Haar, das sich gewöhnlich in dicken, goldenen Flechten um den Hinterkopf zog und an den Schläfen fächerartig ausbreitete. Ihre Bewegungen waren so anmuthig und zierlich, daß sie schon durch ihr Wesen unwiderstehlich fesselte; wenn sie so dahineilte, über den großen Hofraum, auf dem sauberen Kiesweg des Gartens, oder durch den schattigen Wald, dann glich sie einer dahinschwebenden Fee, so leicht, so flüchtig, so zart und fein waren ihre Bewegungen. Und wenn sie gar ihre silberhelle, klare Stimme erhob und ein's ihrer Lieblingslieder sang, ach, da hätte

man in heiliger Andacht vor ihr niedersinken und sie anbeten mögen, so heilig, so lieb und fromm erschien sie dann. Es ist etwas Eigenthümliches um die Anmuth eines schönen Mädchens, sie fesselt, verwirrt und reißt mit sich fort; sie macht uns taub und blind für Alles, was außer ihrem Bereiche liegt, und wenn wir uns recht fragen, so scheinen wir uns selbst ein Räthsel, bis wir uns endlich zu weit in das Blüthenland der süßesten, seligsten Träume verirrt haben und mit Schrecken oder Entzücken unser eigentliches Bewußtsein wieder erlangen. — Emilie war ein Engel! — Ja, sie wäre ohne ihre Fehler der erste Engel in Mädchengestalt gewesen! Doch sie hatte wie alle Eva'stöchter auch ihre Fehler, und diese Fehler haben sicher auch dazu beigetragen, mein Unglück herbeizuführen. Doch welcher Mann übersieht, von der Liebenswürdigkeit und Anmuth seiner Angebeteten geblendet, nicht freudigen Herzens ihre Fehler? — Ich that es auch. Ich kannte Emiliens Wesen genau, ihre Leidenschaften, Eigenheiten und Liebhabereien, ich kannte sie genauer als sie sich vielleicht selbst. Doch diese kleinen Mängel konnten mich, wie gewiß auch jeden Andern, nicht abhalten, meiner Herzensneigung vollen Lauf zu lassen. — Emilie hatte von ihrer Mutter nicht nur den milden, anmuthigen Gesichtsaus-

druck und den zarten Köperbau, sondern auch ein weiches, warmes Gemüth geerbt; von ihrem strengen Vater dagegen die Lebhaftigkeit ihres Wesens und einige Unsicherheit im Charakter, welches sich besonders in einem räthselhaften Wankelmuthe öfters an den Tag legte. — Dieses war Emilie Kleeherz, das Mädchen meiner ersten und einzigen Liebe, welches ein so trauriges, verfehltes Dasein über mich gebracht hat.

„Während der Zeit, in welcher ich von der Universitätsstadt aus zuweilen meine Besuche auf dem „Kleegut" machte, war Emilie in der Residenz bei einer Verwandten, und besuchte ein Mädcheninstitut. Ihre Mutter war noch nicht so leidend, bedurfte darum auch ihrer sorgfältigen Pflege noch nicht. Wenn ich hinauf kam, fand ich immer die liebreichste, herzlichste Aufnahme, sowohl von Seiten des Herrn Kleeherz, als auch von seiner Frau. Die letztere war es ganz besonders, die mich anzog und mir die angenehmsten Unterhaltungen bot. Sie saß gewöhnlich, wenn ich während der Sommerszeit hinauf kam, in jener traulichen Laube auf der Terrasse, in einem hocharmigen, weichgepolsterten Sessel. Freundlich streckte sie mir die abgemagerte heiße Hand entgegen und begrüßte mich mit einem so herzlichen, liebevollen: „Wie freu' ich mich, daß Sie wieder einmal kommen,

Herr Steinwald!" daß ich voll Rührung oftmals ihre Hand an meine Lippen drückte. Sie war ein herrliches Weib! Wir sprachen alsdann über Religion, über die Zeit und deren traurige Ereignisse, über Kunst und Natur, und gewöhnlich verstrichen uns dabei außerordentlich schnell die Augenblicke; ich mußte mich dann wieder empfehlen, versprach recht bald wieder zu kommen, und kam auch sobald es sich machen ließ. Auf einmal wurde aber dieses Verhältniß durch meine Flucht geändert. Ich kam auf das „Kleegut". Herr Kleeherz machte mich zu seinem Rechnungsführer. Mir wurden sämmtliche Bücher übertragen, ich bekam meine eigene Wohnung mit einer Arbeitsstube eingeräumt, und wurde im Hause wie ein Sohn betrachtet. Ich galt Alles! — Unbegreiflich ist mir noch heute, woher es kam, daß ich bei dem wankelmüthigen und heftigen Charakter des Herrn Kleeherz doch immer zu seiner und meiner Zufriedenheit mit ihm zurecht kommen konnte, und nicht wie Alle, die einmal Gelegenheit hatten, in näheren Verkehr mit ihm zu treten, mit ihm in Zank und Streit gerieth. Ich gab ihm meistens recht und that Alles, was er wünschte. Doch hatte ich auch viel freie Zeit, welche ich theils zu meinen Studien oder literarischen Arbeiten benutzte, theils auch bei

der Frau Kleeherz auf die angenehmste Weise verplauderte.

„Ich galt Alles bei Herrn Kleeherz, ich war sein Sekretär, sein Geschäftsführer, sein Rath, sein Freund; und doch mußte ich mich oftmals zwingen, liebevoll, freundlich und zuvorkommend aufmerksam gegen ihn zu sein; dennoch aber schwor ich mir in der Stille, die elende Behandlung, welche er seinem Weibe angedeihen ließ, auf's Thatkräftigste zu rächen. Aber was konnte ich armer, mittelloser, unerfahrener junger Mann damals machen; was konnte ich unternehmen, um die traurige Lage der guten Frau zu erleichtern? Ach, ich fühlte mich damals recht ohnmächtig und schwach! — Da sollte ich auf eine erschreckliche Weise mit den Misterien dieser Familien bekannt werden.

„Ich war schon einige Wochen auf dem Gute und pflegte trotz der früh einbrechenden Nacht doch erst gegen sechs Uhr Licht anzuzünden; ich saß alsdann in einem Armsessel am flackernden Kaminfeuer und feierte so auf meinem Zimmer ein stilles, heimliches Dämmerstündchen. Ich hatte meine Zimmer im unteren Stock des Schlosses, rechts, wenn man vom Hof aus das Gebäude betrat. Im Hofraum bewegten sich um diese Zeit Knechte und Mägde in emsiger Geschäftigkeit hin und her, bald nach den

Brunnen, bald nach den Stallungen, Scheuern, und wieder zurück. Ich konnte das Alles von meinem Zimmer aus mit ansehen. Es wurde in einem der gegenüberliegenden Gesindewohnung ein Licht angezündet, dann wieder gelöscht, und bald darauf sah man unter der Thüre Jemand, eine brennende Laterne in der Hand, erscheinen und im nächsten Stalle verschwinden; Arbeiter kehrten von der jetzt doppelt sauren Feldarbeit zurück; kurz, es herrschte um diese Zeit ein ganz anderes Treiben, wie sonst am Tage über. So sah ich denn auch eines Abends von meinem weichen Sessel am Ofen aus dem Treiben auf dem Hofraum zwar aufmerksam zu; doch aber war mein Geist mit andern Dingen beschäftigt; das Schicksal meiner Schwester, die Leiden meiner Mutter, dies Alles regte meinen Geist fortwährend auf und ließ mich zu keinem andern Gedanken kommen. Draußen hatte sich ein dichter Nebel immer mehr gesenkt und allmälig die Gegenstände verhüllt; gegen fünf Uhr konnte man keine drei Schritte weit Etwas erkennen. Es war am 4. Januar 1812, ich vergesse diesen Tag nie, da durchzitterte mit Einemmal ein gellender, gräßlich durchdringender Schrei das ganze Haus. Ich hörte, wie der ganze Hof in Bewegung gerieth, wie aber gleich darauf die Hausthür von innen verschlos-

sen wurde. Da mußte etwas Entsetzliches geschehen sein. Eine düstere, schrecklich düstere Ahnung bemächtigte sich meiner Brust. Mit Blitzesschnelle sprang ich auf und eilte nicht ohne Entsetzen auf die Hausflur. — Es war dunkel, schauderhaft dunkel; — peinlich still und ruhig, als wenn Nichts vorgefallen wäre. Dann hörte ich von der Hausthüre her ein leises Räuspern — ich eile ein Licht anzuzünden — leuchte nach der Treppe — und o Schrecken! — vor meinen Füßen lag ein Mädchen mit einem Engelsgesichtchen, todtenbleich und mit einer blutenden Wunde am Kopf. Ich stand wie versteinert, im obersten Stock hörte ich darauf leichte Tritte, mir war's, als wäre Jemand die Treppe hinaufgegangen. Ich weiß nicht mehr recht, was ich im ersten Augenblick der Bestürzung gethan; als ich eigentlich wieder recht zur Besinnung kam, befand ich mich allein mit der schönen Frauengestalt auf meinem Zimmer. Ich hatte sie voll Schrecken und Entsetzen alsbald auf mein Zimmer, dessen Thüre unmittelbar auf die Treppe führte, getragen und auf mein Sopha niedergelassen. — Sie war bewußtlos; ihre Pulse gingen nur noch in matten Schlägen, ihr Herz schlug langsam und kaum bemerkbar, und das Blut strömte aus der Kopfwunde. O Gott, was sollte ich machen — Hülfe rufen? — noch

war Leben in ihren Adern. Ich hatte ja schon mehrere Vorlesungen über die Medizin gehört, auch zu Hause fleißig studirt; ein Arzt war nicht zu haben, und in Ermangelung dessen folgte ich instinktmäßig meinem Pflichtgefühl, indem ich eilig einige frische Tücher herbeischaffte, — Taschentücher, wie Du Dir denken kannst — die Wunde auswusch und dann anfing, kalte Aufschläge zu machen.“ —

— — — — — — — — — —

„Das war ein Anblick, den ich niemals vergessen werde! Vor mir lag das Mädchen bewußtlos ausgestreckt; ihr rechter Arm hing schlaff zum Boden herab; ihr zierliches Köpfchen, todtenbleich und verstört, lag weit zurückgelegt, der kleine Mund war ein wenig geöffnet und ließ eine blendend weiße Zahnreihe sehen; ihre Lippen waren bläulich überlaufen, ihre Augen geschlossen; — welch’ einen Himmel voll Seligkeit und Wonne mögen sie in sich schließen, dachte ich damals — und es überlief mich eiskalt. — So lag sie starr und kalt und ohne Besinnung vor mir. Ich kniete an ihrem Lager nieder und verdoppelte meine Anstrengungen, sie in’s Leben zurückzurufen. Frau Kleeherz hatte mir wenige Tage zuvor ein wohlriechendes Wasser gegeben, als ich mich über zeitweises Kopfweh beklagte; dieses that mir nun die besten Dienste. Ich wusch

der Ohnmächtigen die Schläfe und Pulse damit, und fuhr über die Augen. Blut rieselte immer wieder von der Stirne hernieder, — ich machte Aufschläge auf Aufschläge — mein Wasservorrath in der Flasche war gleich zu Ende; die Unglückliche konnte ich unmöglich in diesem Zustand verlassen. Im Hause war eine entsetzlich geheimnißvolle Stille, nur vom Hof her hörte ich Stimmen, und unter diesen die des Herrn Kleeherz, was mich einigermaßen überraschte und meine ersten Vermuthungen niederdrückte.

„Zehn Minuten, vielleicht eine Viertelstunde mochte schon dahingegangen sein, noch immer hatte ich kein Lebenszeichen an dem armen Mädchen wahrgenommen, da schlägt sie — o Wunder! — mit Einemmal ihre schönen bezaubernden Augen auf, und als sie mich so um sich bemüht sieht, überzieht ein leichtes Roth ihr himmlisches Angesicht. Sie war in diesem Augenblick unbeschreiblich schön. Ich weiß nicht, wie es kam, — geschah es aus Ueberraschung oder aus Freude über ihr wiedergekehrtes Bewußtsein — die hellen Thränen traten mir in die Augen — ich mußte weinen. Sie sah es, mußte aber gewiß mein seltsames Benehmen nicht zu deuten wissen, denn sie machte eine leichte Bewegung mit der Hand und schloß die Augen wieder.

„Da höre ich Tritte langsam meinem Zimmer

nahen. Ich eile an die Thüre — öffne sie — welch ein Anblick! — Vor mir steht die arme kranke Frau, die Gattin meines Herrn, das Angesicht bleich und verstört, die Augen verweint, am Kopf eine leichte Wunde, und zitternd vor Schrecken, Angst und Kummer.

„„O Gott, was ist geschehen," rief ich in der peinlichsten Angst und vor Entsetzen fast zurückprallend.

„„Barmherziger Himmel!" konnte sie mir nur antworten und sank dann halb ohnmächtig in meine Arme. Sie weinte bitterlich. — Hier war etwas Entsetzliches vorgefallen; ein beabsichtigter Mord.

„Ich ließ die arme Frau sanft auf meinen Lehnsessel nieder, und beschäftigte mich abwechselnd mit meiner mütterlichen Freundin und dem jungen schönen Mädchen, welches sich nach und nach zu erholen schien, jedoch ohne die Augen wieder aufgeschlagen zu haben. Ich wußte noch nicht, wem ich eigentlich so hülfreich die Hand reichte; an die Tochter des Hauses konnte ich schon darum nicht denken, weil ich für ganz bestimmt wußte, daß dieselbe noch in der Residenz war, und mir erst wenige Stunden zuvor Herr Kleeherz gesagt hatte, Emilie werde den ganzen Winter über bei ihrer Tante zubringen. Ich hatte sie noch nie zuvor gesehen, war daher in der That nicht wenig überrascht, als meine junge Patientin auf einmal ihr

Köpfchen seitwärts bog, die schönen blauen Augen weit aufschlug und mit dem schmerzlichsten Ausdruck: „Meine Mutter!" wieder in das Kissen zurücksank.

„Emilie war es also doch. An sie hatte ich am wenigsten gedacht. Es war mir auf den entsetzlichen Schrecken die freudigste Ueberraschung. Mich durchzitterte ein äußerst wohlthuendes Gefühl von Freude und Schmerz, von Behagen und Mitgefühl, so daß ich meine Geschäftigkeit um Mutter und Tochter nur noch verdoppelte.

„Die gute Frau kam auch alsbald wieder zu sich. Als sie ihre Tochter halb anfgerichtet und mit vollem Bewußtsein daliegen sah, und hoffen durfte, daß sie nun aus aller Gefahr sei, weinte sie laut, indem sie ihr geliebtes Kind mit der schmerzlichsten Bekümmerniß ansah. Es lag in ihrem Blick so ein Etwas, das mich keinen Augenblick mehr zweifeln ließ, daß dieses entsetzliche Ereigniß einzig und allein durch einen Familienauftritt herbeigeführt worden sei, und daß Niemand sonst die scheußlichen Thaten verübt habe, als mein leidenschaftlicher Herr und Gebieter. Die schwärzeste Verachtung gegen diesen Haustirannen tobte in meiner Seele, und mein Inneres war so empört und in solcher Aufregung, daß mir ein kalter Schweiß auf die Stirne trat und ich heftig zu zittern begann.

„Emilie mußte es beobachtet haben, denn sie sah mich mit ihren großen blauen Augen mit einer unbeschreiblichen Theilnahme an, und schien ihre Besorgnisse der Mutter durch Blicke mitzutheilen. — O, lieber Oskar, Du hättest sie da sehen sollen, wie sie so lieb, so schön und himmlisch aussah. Ihre Gesichtszüge waren noch immer sehr bleich, doch hatte sich schon ein leichtes Roth auf der Wange Bahn gebrochen, die ängstigenden Züge einer Leidenden verdrängend. Der liebe kleine Mund schien durch die schweren Athemzüge auch wieder rosig aufblühen zu wollen, und die volle Brust hob sich schwer und hoch. Wenn ich sie so aufmerksam beobachtete, wohl nicht ohne Sorge und Schmerz, da senkte es sich wie Schwermuth in meine Seele, welche mir damals unbegreiflich war, die aber wohl eine Ahnung von unserer Beider Zukunft sein konnte.

„„Wie ist Ihnen?" fragte ich die Mutter, das bisherige Stillschweigen unterbrechend. „Wie ist Ihnen?"

„„Danke, danke, lieber Steinwald," antwortete sie mit matter, kaum hörbarer Stimme. „Es geht besser; — wie ist Dir, liebe Emilie?" setzte sie nach einer kleinen Pause an ihre Tochter gewendet hinzu.

„„Die Wunde schmerzt sehr," sagte diese mit einem tiefen Seufzer, dem die Worte folgten: „O ein entsetzlicher Tag! — Wer hätte das denken sollen!"

„„Beruhige Dich,“ gab die Mutter zur Antwort, „der gute Gott im Himmel verläßt uns nicht. Er möge uns beschützen und — und — ihm verzeihen!“

„„Der Schrecken hat mich fast umgebracht,“ fuhr die Tochter nach einer Weile fort, ohne auf die Trostworte der Mutter geachtet zu haben; „es ist so dunkel auf der Hausflur, — ich danke Gott, daß mir kein größeres Unglück widerfahren ist; wie ein blutgieriger Löwe stürzte er auf mich los.“

„„Dein Vater!“ bemerkte die Mutter halblaut vor sich hin.

„„Ja — a — a —, mein Vater!“ entgegnete das Mädchen bitter und richtete sich etwas mehr auf, um die Mutter besser sehen zu können. „Er hatte mit Dir nicht genug, meine liebe gute Mutter. Krampfhaft stieß er mich von Dir weg nach der Thüre, dann sprang er mit geballten Fäusten auf mich zu, seine Augen funkelten in der fürchterlichsten Aufregung; ich eile auf die Hausflur und höre ihn einen schrecklichen Fluch gegen mich ausstoßen, sehe ihn dann mir nachstürzen; außer Athem, Schrecken und Furcht im Herzen, eile ich die Treppe herab, um das Freie zu erreichen, er stürzt mir nach und ich höre ihn voll Zorn und Wuth mit den Zähnen knirschen. Im unteren Stock angekommen, will ich schnell zur Thüre hinaus,

aber da trifft mich seine geballte Faust, ich taumle und stürze mit einem Schrei zu Boden. Das Weitere ist mir nicht bewußt; als ich wieder zu mir kam, befand ich mich hier in diesem Zimmer.“

„„Armes Kind, gute Emilie!“ sagte die Mutter schwer seufzend, „wie bedauere ich Dich. Das war ein Empfang! O, es ist entsetzlich! Aber ich kenne ihn und bin an solche Behandlungen gewöhnt.“

„„Mutter!“ rief Emilie voller Entrüstung und richtete sich hoch auf.

„„Ja, mein Kind,“ fuhr die Mutter fort, „das Geheimniß muß schwinden; länger kann ich dieses Alles nicht mehr allein ertragen.“

„„Arme Frau!“ rief ich voll Mitleid, ihre beiden Hände ergreifend. —

„Frau Kleeherz sah mich eine Weile ruhig und mit feuchten Augen an, ehe sie in ihrer Rede fortfuhr. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen ihrem Schicksal und demjenigen meiner armen Mutter. Wie trugen beide Frauen in ihren Herzen so viel Sorgen, so viel Schmerzen, so viel Kummer, wie war aber ihr Unglück doch sehr ungleich und verschieden. Hier äußerer Glanz, Pracht und Herrlichkeit, Reichthum und Ueberfluß, wohin das Auge sah, aber im Herzen der schwarze nimmersatte Zehrwurm des Kummers; dort

eine arme Hütte mit der dürftigsten Einrichtung, nichts Ueberflüssiges, nichts die Augen Blendendes, blos Armuth, Noth und Mangel, wohin man blickte, aber im Herzen ein frommer Frieden — nur durch die letzten Ereignisse für kurze Zeit getrübt. So dachte ich damals. Wie war da doch meine Mutter um so Vieles glücklicher in ihrem harten Unglück als Frau Kleeherz.

„„Bester Herr Steinwald," unterbrach Frau Kleeherz mein stilles Selbstgespräch und drückte meine Hände krampfhaft zusammen, „Sie sind noch ein junger Mann, dem das Leben seine Schattenseite noch nicht gezeigt hat. Ich möchte darum fast wünschen, daß Sie nicht Zeuge dieses traurigen Auftritts geworden wären. Hätten Sie das je gedacht, wenn Sie durch die prachtvoll und kostbar eingerichteten Zimmer dieses großen Hauses gingen, wenn Sie das äußere Leben und Treiben dieser angesehenen Familie beobachteten, wenn Sie — —"

„Sie hielt inne, ihre Stimme stockte, doch fuhr sie rasch fort: „Hätten Sie gedacht, daß Sie bei Enthüllung der Misterien unserer Familie in Wahrheit eine durch verschiedene Verhältnisse in ihren Grundfesten zerrüttete unglückliche Familie erblicken würden? Alles, Alles Scheinwesen und äußerer Glanz.

Heute ist nicht das erste Blut geflossen, heute ist nicht der erste abscheuliche Fluch mit den schrecklichsten Verwünschungen und Drohungen begleitet ausgestoßen worden! — Seit fast achtzehn Jahren bin ich an solche Jammerscenen gewöhnt! — Sie wissen genug, lieber Steinwald — Sie wissen Alles! — Und wie liebte ich einstens diesen Mann so innig und heiß, — ach, wie liebe ich ihn noch immer! —"

„„Sie lieben ihn noch immer!" wiederholte ich erstaunt, indem ein kalter Schauder mich überlief.

„Sie liebt ihn noch immer! dachte ich damals, das arme, verlassene, schändlich mißhandelte Weib. Ihre Liebe zu diesem Scheusal von einem Manne besteht noch fort, wenn auch nicht mehr so warm und tief wie ehemals, so doch noch immer wie ein gewaltsam unterdrücktes Feuer, das fort und fort aufflackern möchte, wenn es nur durchbrechen könnte, um frisch auflebend zum blauen Himmelsdom empor zu schlagen. Frauenliebe ist unendlich tief und fest ausdauernd, daß sie uns in gewissen Fällen des Lebens ein überraschendes Räthsel ist, — hingebend, opfernd, duldsam und treu. — Julie Burow hat einmal die Liebe der Männer und Frauen sehr richtig gegeneinander gestellt, wenn sie unsere Liebe, die Liebe der Männer, mit dem Thautropfen, der alle Farben des Regenbogens in sich

trägt, aber auch durch das Sonnenlicht, das ihn verklärt, bald verzehrt wird, vergleicht; dagegen auf der anderen Seite sagt: die Liebe des Weibes gleicht dem Brillanten, dessen Hauptvorzug seine Unzerstörbarkeit ist. Thautropfen aber oder Brillant, beide sind Spiegel des Sonnenstrahls und tragen in sich das himmlische Licht, zerlegt in die irdischen Farben. Nichts, selbst die härteste, elendeste Behandlung konnte jenes mächtige Gefühl der Liebe bei dem unglücklichen Weibe zerstören, und doch trug ihr Mann allein die Schuld an all' ihrem Schmerz und Kummer. Ich war in der That damals noch sehr unerfahren, ich hatte das Schicksal, das Unglück nur von einer Seite kennen gelernt, und zwar zu Haus und an mir selbst; immer nur als einen Boten der Noth, des Mangels, auf dem abgezehrten Gesichte der Armuth.

„„Ja, ich liebe noch immer diesen Mann," gab sie auf meine halblaute Wiederholung zur Antwort. „Ich wollte ja gern Alles, Alles ertragen, wenn — —".

„Frau Kleeherz stockte, in demselben Augenblick erhob sich die Tochter sehr rasch und stand, ein Bild der Anmuth, wie eine zürnende Göttin der kranken Mutter zur Seite. Ihre Augen blitzten durchbohrend, ihre frischrothen Lippen waren leicht geöffnet, ihr dichtes blondes Haar fiel in zwei fast unförmlichen Flech-

ten auf ihre volle Brust herab, und in ihrem zierlichen Gesichtchen war ein unbeschreiblicher Ernst ausgedrückt. So stand sie da, die volle, aber feine Hand auf die Lehne des Sessels gestützt, und unterbrach mit ihrer klangvollen Stimme den kläglichen Ausruf ihrer Mutter, indem sie rief: „Alles ertragen?! — Nein, es hat ein Ende! Ich bleibe hier — und bei der ersten wiederkehrenden Beleidignng werde ich ihn an Richard erinnern!“

„Bei Nennung dieses Namens schauderte die Kranke ein wenig zusammen, worauf sie den Kopf tief sinken ließ.

„„Ich habe ein Geheimniß in meiner Hand, das ihn tief darnieder schmettern muß, und welches mir eine Macht über ihn gibt, von der ich viel für eine bessere Zukunft erwarte. Jene Papiere, welche mir einstmals Paul bei seiner Flucht in der Residenz übergeben hatte, jene Papiere, welche das schreckliche Geheimniß mit Richard enthalten, die uns auf's Schändlichste um einen Theil unseres Vermögens bringen sollten, und die ihn, den lieblosen, hartherzigen Vater, bei Gericht der Schriftfälschung und des Betrugs anklagen würden, jene Papiere sind eine Waffe, die ihn zu unserem Sklaven macht. Er ahnt es nicht, daß Deine selige Mutter durch Zufall in den Besitz dersel-

ben gekommen war, daß mein Bruder Paul dieselben so lange verborgen hielt und ich sie jetzt in sicheres Verwahr gebracht habe, — nein, nein, das ahnt er Alles nicht, — nicht einmal, daß uns jenes gottlose Geheimniß bekannt ist. Aber er soll Alles erfahren, sein Zorn soll gebannt, seine Tirannei gedemüthigt werden. — Mein Gott, welch ein entsetzlicher Vater!" rief sie dann in der größten Aufregung und sank auf's Sopha zurück.

„„Laß das, mein Kind", sagte hierauf die Mutter beruhigend. „Lieber Herr Steinwald", fuhr sie dann an mich gewendet fort, „führen sie mich nach meinen Zimmern, ich fühle mich so schwach, so matt und müde."

„Sie hatte sich erhoben, deßgleichen Emilie; wir führten die kranke, angegriffene Frau die Treppe hinauf nach ihren Zimmern. Aber welch ein neuer Anblick zum Entsetzen bot sich mir hier dar. Da lag Alles wirr durcheinander, Stühle verrückt, ein Tisch umgeworfen, Papiere aller Art lagen auf dem Boden, und ein weicher violetsammtner Fauteuil, welcher gewöhnlich in einer Vertiefung des Fensters stand und in dem die Frau des Hauses den Tag über ruhte, lag in der Mitte der Stube gewaltsam umgestürzt, einige Blutspuren nahe dabei auf dem Smyrnateppich.

„Das Haus war wie ausgestorben. Herr Kleeherz hatte sämmtliche Dienerschaft, Köchin, Stubenmädchen, Hausknecht und Kutscher, welche um diese Zeit gewöhnlich im Schloß beschäftigt waren, aus demselben zu entfernen gewußt. Aus diesem Umstand ging deutlich genug hervor, daß er es auf irgend eine böse That abgesehen hatte. Die Veranlassung zu diesem schrecklichen Auftritt blieb mir vorerst eben so ein tiefes Geheimniß, als die schreckliche Absicht, die solche entsetzliche Spuren zurückgelassen hatte; auch erfuhr ich damals nicht, ob Emilie von allem Anfang an zugegen war; kurz, das eben Erlebte blieb mir ein Geheimniß. Ich hatte auch nicht den Muth, darnach zu forschen, und überließ dies einem glücklichen Zufall oder sonst einer günstigen Gelegenheit, bei der ich das Nähere erfragen könnte.

„Lange Zeit hernach erfuhr ich einige Andeutungen durch Emilie. Sie war an jenem Tage aus der Residenz zurückgekommen, worüber ihr Vater sehr aufgebracht war. Warum er sich darüber eigentlich ärgerte, weiß ich nicht, nur so viel habe ich aus Allem entnehmen können, daß er es darauf abgesehen hatte, einen Streit herbeizuführen, der das Lebensende der Gattin beschleunigen helfe. Und so war es auch. Jener schreckliche Tag setzte ihr sehr übel zu. Sie mußte

von dieser Zeit an fast fortwährend das Bett hüten. Das Verhältniß zwischen Mann und Frau war das beklagenswertheste von der Welt; mit jedem Tage wurde die Kluft zwischen Beiden größer, eine Versöhnung, Wiedervereinigung unmöglicher und die verächtlichste Behandlungsweise von Seiten des liebelosen Gatten immer unerträglicher und tief verletzender. Ich erlebte das Alles mit, stand zwischen beiden Parteien; ohne mich eigentlich offen und laut für die eine oder die andere Partei erklären zu dürfen, wollte ich nicht undankbar gegen meinen Gastfreund erscheinen, wollte ich mir meine Stellung nicht verderben und meinen Einfluß, den ich auf ihn hatte, nicht für immer verscherzen. Ich mußte also meinen fürchterlichen Groll unterdrücken und zu dem schlimmen Spiel noch eine freundliche Miene machen. O, da habe ich peinliche Stunden, schreckliche Tage und jammervolle Wochen verlebt. — Die arme, arme Frau! Seit achtzehn Jahren — seit dem Tage ihrer Vermählung! — lebte sie dieses unmenschliche Sklavenleben, vernachlässigt, zurückgesetzt, geknechtet, beschimpft und mißhandelt von dem Manne, dem sie ihr ganzes Vertrauen geschenkt, dem sie trotz alledem immer mit der innigsten und treuesten Liebe zugethan war, der ihr am heiligen Traualtar ein ganz anderes Leben in Aussicht gestellt und eine

ganz andere Behandlung gelobt hatte. Achtzehn Jahre waren dem armen Weibe so in der unglücklichsten Ehe unter Sorgen, Bekümmernissen und fortwährenden Aufregungen, unter vielen, vielen bitteren Thränen dahin gerollt, und nur die liebevolle Anhänglichkeit ihrer Tochter, welche zur herrlichsten Jungfrau erblüht war, lachte wie ein letzter Freudenschein in ihr gedrücktes Gemüth und ward das sinkende Abendroth ihres irdischen Daseins. — Nach und nach wurde ich immer mehr in die Geheimnisse dieses Hauses eingeweiht; mit jedem Tage erkannte ich durch dieselben deutlicher den 'abscheulichen Charakter dieses stolzen und hochmüthigen, in der Welt aber als fromm und bieder geltenden Mannes.

„Frau Kleeherz hatte eine Freundin, mit der sie von früher Jugend an sehr vertraut war. Sie waren zusammen in einem Institut erzogen worden. Mathilde, so hieß ihre Freundin, eine Tante des Hauptmanns von Rohdach, war bald nachdem sie die Erziehungsanstalt verlassen hatte, als Gouvernante bei der Herzogin Marie eingetreten, und als Frau Kleeherz später heirathete, brachte jene ihre Ferien meistens auf dem Lande bei der geliebten Freundin zu.

„Mathilde, das Glied einer alten ehrwürdigen Adelsfamilie, war eine äußerst geistreiche, stolze und

herrschsüchtige Dame, von starkem Körperbau, aber sehr lebendigem und lebhaftem Wesen, energisch und eigensinnig in ihrem Thun und Lassen, und unversöhnlich in ihrem Haß. Ihre Gesichtszüge waren nichts weniger als edel, jedoch interessant und fesselnd; ihre Augen blitzend, schalkhaft und durchbohrend. So war Mathilde das auffallendste Gegentheil von Frau Kleeherz. Und doch waren beide Damen einstens die besten Freundinnen. Vielleicht hatten sich früher jene bösen Eigenschaften noch weniger ausgebildet; als ich sie kennen lernte, fand ich sie so, wie ich sie Dir eben beschrieben habe. Dieses Weib imponirte dem leidenschaftlichen Herrn Kleeherz; er fand Gefallen an ihrem interessanten Wesen, an ihrem Takt und feinen Anstand; er war geblendet durch ihren Geist, durch ihren festen und entschiedenen Charakter. Seine Gattin, welche ihm unterdessen einen Sohn geboren hatte, ward durch sie verdunkelt; dieses edle Weibchen mit seinen herrlichen bleibenden Vorzügen, mit seinem tiefen, warmen und wahren Gemüthe mußte einer elenden Nebenbuhlerin weichen, die sich ihre Freundin nannte und ihr vielleicht von jeher nur freundschaftliche Gefühle geheuchelt hatte.

„In der ersten Zeit bestand dieses zartere Verhältniß zwischen Beiden nur im Geheimen, und Ma-

thilde heuchelte noch mehrere Jahre lang die aufrichtigste, ehrlichste und wärmste Freundschaft für die betrogene Gattin, spielte die Tugendsame, Fromme und Leichtgekränkte, wodurch sie sich das Vertrauen der Freundin erhielt und nach wie vor auf dem Gute Ein- und Ausgang hatte. Da traf es sich eines Tags, daß Emilie, damals erst acht Jahre alt, das liebende Paar zufällig belauschte, indem das unschuldige Kind unbemerkt dazu kam, wie ihr Vater die Baronesse küßte und in seine Arme schloß, es hörte allerlei nichtswürdige Reden gegen ihre arme Mutter, und sah dann Beide Arm in Arm im Mondschein spazieren gehen. Emilie erzählte in ihrer Unschuld dieses Alles bis auf's Kleinste ihrer Mutter wieder, wodurch, nachdem fast schon volle acht Jahre dieses Verhältniß unbemerkt neben ihr bestanden hatte, sich ein nagender Argwohn in ihrer Seele entwickelte und ihr Herz vor Eifersucht fast verging. Emilie hatte gehört, wie sie von einem Knaben — Richard — sprachen, über dessen einstige Erziehung, über seine Rechte als ihr Kind, seine Zukunft und was dergleichen mehr. Dieses Alles erfuhr die unglückliche Frau, und das Maß ihrer Leiden war voll. Sie kannte nun die Ursache der schlechten Behandlung von Seiten ihres Mannes. Auf einmal ward ihr dadurch so mancher-

lei bisher Unbegreifliches und Räthselhaftes zum Entsetzen klar, wie dies und das zusammenhing: die öfteren Reisen ihres Gatten, die häufigen Besuche der Freundin, die freundliche Aufnahme, welche dieselbe stets bei ihrem Gemahl gefunden, ganz widersprechend ihrem abstoßenden und kalten Wesen gegen ihn, welches Letztere zuweilen so auffallend wurde, daß die hintergangene Frau die Freundin sogar darüber zu Rede stellte. O die arglose Gattin liebte ihren Gemahl zu innig und hatte zu viel Vertrauen zu seiner Ehrenhaftigkeit, als daß sie auf einen so peinigenden Gedanken gekommen wäre oder auch nur der geringste Zweifel in ihrem gläubigen Herzen Eingang gefunden hätte. Nun aber brach die Wirklichkeit mit Einemmale über ihrem Haupte zusammen und zerstörte ihren Frieden auf immer. Sie überzeugte sich jedoch von Allem auf's Genaueste, bevor sie ihrem Gatten einen Vorhalt machte. Auch fürchtete sie seinen Zorn zu sehr, als daß sie noch während der Anwesenheit ihrer falschen Freundin die traurigen Verhältnisse in Erwähnung gebracht hätte. So schlichen noch Tage, Wochen und Monate für sie in der peinlichsten Aufregung dahin, ehe sie das Resultat ihrer Nachforschungen ihrem Gatten vorhalten konnte. Was damals zwischen beiden Eheleuten vorging, habe ich nie-

mals erfahren, doch war das Resultat für die arme Frau kein glückliches. Emilie mußte sogleich das Haus verlassen und kam zu ihrer Tante nach der Residenz, ebenso Paul, der älteste Sohn. Die Frau hatte ihre Lage nicht verbessert, das Verhältniß zwischen beiden Gatten war nur noch schroffer und unheilvoller geworden. Die Freundin kam immer noch nach wie vor, das ehemalige Wesen war durch Nichts gestört worden; die stolze Dame trat nun auch auf eine sehr empfindliche und verletzende Art der Gattin gegenüber, indem sie zuweilen einen Knaben mitbrachte, den sie Richard nannte und für einen Neffen ausgab. Wie tief verletzend und peinlich dieses Verhältniß für die Gattin wurde, ist natürlich. Von dieser Zeit an begann sie zu kränkeln, und gewiß zehrte der Kummer immerwährend an ihrem Herzen. Richard war ein wilder, unfolgsamer, recht verzogener Knabe, frech, keck, anmaßend und sehr leicht reizbar. Er hatte viele böse Eigenschaften seines Vaters geerbt, und von der Mutter Hochmuth, Eitelkeit, Frechheit und Entschiedenheit des Charakters. Sein Eigensinn war von einer unbeschreiblichen Härte, auch Nichts konnte ihn von einer einmal ergriffenen Idee abbringen. Dabei waren Haß und Verachtung — auch Erbstücke der ehrlosen Mutter — so tief schon in seinem jungen Her=

zen eingewurzelt, das die finstersten und unheimlichsten Pläne zuweilen von ihm geschmiedet wurden, wenn sie auch nicht immer zur Ausführung kamen. Ich könnte Dir auffallende, unglaubliche Beispiele davon erzählen; doch wozu das? Richard war ein recht sehr verzogenes Kind, dem die Mutter schon zeitig eine starke Portion Haß gegen Paul und Emilie eingepflanzt hatte, was denn auch bei verschiedenen Gelegenheiten schon damals zu Tage kam. —

— — — — — — — — —

„Das erfuhr ich Alles so im Laufe der Zeit, bald von der gedrückten Frau, deren Leiden sich durch den vorhin erzählten Auftritt sehr bedenklich verschlimmert hatten, bald auch von Emilien, die von nun an, trotz den Einwendungen des Vaters, auf dem Gute blieb und ihre arme kranke Mutter auf's Sorgfältigste und Liebreichste verpflegte. Daß bei diesem schroffen Verhältnisse zwischen Mutter und Vater die Tochter auch keine angenehme Stellung hatte, läßt sich denken. Emilie hatte viel durchzukämpfen; es kam oft zu entsetzlichen Auftritten. Manchmal gelang es mir, den Vermittler zu spielen, doch wurde dies von Seiten meines Herrn nicht sehr dankbar aufgenommen.

— — — — — — — — —

„Ich unterlasse es, Dir noch mehr über das traurige

Familienleben auf dem „Kleegut" zu erzählen; ich war so lange ein- und ausgegangen, ohne nur eine Ahnung davon zu haben; man hatte stets einen so schlauen, feinen Anstand und Schein zu beobachten gewußt, daß auch Niemand ahnen konnte, welche fürchterlichen Misterien dieses Haus, trotz allem äußeren Glanz und aller Herrlichkeit, in sich schloß. Dies blieb sogar bis nach dem Tode der Frau Kleeherz, und noch lange nachher ein Geheimniß. Ich wollte Dir jedoch keine Familiengeschichte erzählen, sondern eigentlich nur mein Verhältniß zu Emilie, und Dir die Ursachen auseinander setzen, wie es kam, daß zwischen dem Hauptmann von Rohdach und mir auf einmal eine Feindschaft entstand.

„Ich habe Dir ein Bild von Emilie entworfen; Du weißt, auf welche eigenthümliche Weise ich sie kennen lernte, Du wirst daraus entnehmen können, wie wir in Zukunft gegen einander waren. Sie, die schöne, anmuthige Jungfrau, in deren Herz noch niemals die Flamme der Liebe gelodert hatte; ich, der schwärmende, liebetrunkene Jüngling, ein Herz voll Gefühl, das Liebe erwecken und bringen, aber auch empfangen wollte.

„Noch nie zuvor hatte mir ein Mädchen so gefallen, noch niemals waren die sonnigen Strahlen der

Liebe in mein Herz gedrungen, um mein ganzes Sein mit der süßesten Wonne zu erfüllen. Emilie war das Wesen meiner Liebe, das Ideal meiner heißesten, seligsten Gefühle, ein Bild der Reinheit, der Anmuth und Holdseligkeit. Ihr Besitz ward mir der höchste Preis meines Ringens und Strebens, ihr zu gefallen, sie zu erfreuen, waren meine schönsten Gedanken und eifrigsten Bemühungen. Wie weit war aber die Kluft zwischen ihr und mir! Sie das reiche, in Luxus und Fülle, in Pracht und Herrlichkeit erzogene Kind eines reichen Gutsherrn, ich der arme Musenjünger ohne Anstellung und sichere Existenz, und wenn auch einmal letztere gegründet werden konnte, so war ich doch immer der unbemittelte Sohn einer armen Pfarrerswittwe. Der Abstand war viel, viel größer, als er zwischen einer reichen Braut und einem reichen Bräutigam ist, wenn der Letztere auch bisher ein schlechtes, ausschweifendes Leben geführt und schon manches tugendhafte Mädchen verführt und unglücklich gemacht hatte. O, es ist eine böse, böse Welt; um Etwas zu gelten, muß man Geld haben, denn nach dem Gewicht der Münzen rechnet man jetzt den Werth der Menschen; um etwas Gutes durchsetzen zu können, muß man sich erst durch Silberklang Gehör verschaffen, ja selbst die Achtung sich erkaufen; denn sogar die Ehre ist heuti-

gen Tags für Metall überall feil. Wenn ich so darüber nachdenke, wie mit jedem Tage mehr und mehr die Menschheit sinkt, schlechter und verrufener wird, wie die besseren Elemente so selten zum Durchbruch kommen, dann möchte ich auf und davon laufen und mich in den äußersten Winkel des Erdballs verkriechen und aus einer Welt entfliehen, die Alles, Alles, Tugend, Ehre, Gewissen, Freundschaft und Liebe nur noch als eine Waare betrachtet. Wenn man recht hierüber nachdenkt, möchte man sich den Tod wünschen, um aller Nichtigkeit dieses Lebens enthoben und allen schlechten Einflüssen, Trübsalen, Aergernissen und Verfolgungen der teuflischen Welt, die wieder daran ist, den lieben Herrgott zu pensioniren oder ihn gar ohne alle Pension seines gewaltigen Dienstes ganz zu entlassen, auf einmal entrückt zu werden. Wohin soll aber das Alles noch führen? Wir gehen einer ernsten, einer entsetzlich ernsten Zeit entgegen! — Doch wohin verliere ich mich; ich komme ja ganz von meiner Erzählung ab und verliere mich so in den Wirrgängen menschlicher Verirrungen, daß ich meine Absicht ganz bei Seite liegen lasse. So war es auch damals schon, als ich Emilien kennen lernte, und so ist es auch heute noch, nur weiter, weiter vorgeschritten! Beachtete ich die unzähligen Vorurtheile, Standesrück-

sichten und widerwärtigen Verhältnisse, welche sich zwischen unsere Liebe stellen könnten, ach, da ward ich so traurig, so wehmüthig und schmerzerfüllt, daß ich oft stundenlang zwischen Licht und Dunkel auf meinem Zimmer saß und darüber nachdachte, bis mir eine tiefe Entrüstung über die Kleinlichkeit der Menschen gewaltsam durch meine Adern zuckte, das Blut mir glühend heiß nach dem Kopf stieg und ich erschrocken aus meinem fieberhaften, aufgeregten Dahinbrüten emporfuhr. Aber was konnte das Alles helfen? — konnte es meine Gefühle ändern? denn meine Liebe zu Emilien wuchs mit jedem Tage. Ich fand in ihrem Benehmen gegen mich gar mancherlei Anhaltspunkte, die die Hoffnung auf ihre Gegenliebe in mir erweckten. Dadurch war ich denn in manchen Augenblicken recht glücklich und zufrieden. Wir waren gemeinsam beschäftigt um ihre Mutter, deren Pflege uns fast ganz allein oblag. Herr Kleeherz sah sehr wenig nach seiner Frau, was uns Allen sehr angenehm war, und schien recht gern zu sehen, wenn ich mich um sie bemühte.“ —

— — — — — — — — — — —

Achtes Kapitel.

„Lebe wohl" — Du fühlest nicht,
Was es heißt, dies Wort der Schmerzen;
Mit getrostem Angesicht
Sagtest Du's und leichtem Herzen.

Lebe wohl! — Ach tausendmal
Hab' ich mir es vorgesprochen,
Und in nimmersatter Qual
Mir das Herz damit gebrochen!

E. Mörike.

„So war der Winter vergangen, und die lachende Sonne weckte den munteren Frühling im bunten, blumigen Gewande in's Dasein, die ganze Schöpfung stimmte Jubellieder zu seiner Begrüßung an. Da war es auf dem „Kleegut" gar angenehm und heimisch, gar traulich und freundlich zu wohnen. Es schmolz der Schnee auf den Bergen und ließ den Bach hoch anschwellen, es brachen die strotzenden Knospen lebendig hervor und trieben Blätter und

Blumen, die Wälder wurden grün, es prangten die Saatfelder, die Wiesen im reichsten Schmuck ihrer mannigfaltigen Blumenpracht, in den Wäldern tönte fröhlicher Vogelgesang und die Lerche stieg aus dem Kleeacker in den blauen Aether der Lüfte und pries jubelnd die Herrlichkeit der Natur, die Freundlichkeit und Milde ihrer Wiederbelebung, und überall traten einem die Spuren des wahrsten, schönsten, üppigsten Lebens entgegen, so daß das Herz mit einstimmen und aufjauchzen mußte, ob es wollte oder nicht. — Das war ein Frühling, wie ich bis heute niemals mehr einen schöneren erlebt habe. Meine Gefühle paßten so ganz zu den sonnigen Eindrücken der Natur, zu ihrem Wiedererwachen, Wiederbeleben und Aufjubeln. Doch sollte uns — Emilien und mir — jener Frühling auch einen unaussprechlichen Verlust bereiten. Ihre Mutter folgte bald nach der meinigen in's Reich des ewigen Friedens.

— — — — — — — — — — —

„Eines Morgens früh überbrachte mir ein Bote die schmerzliche Nachricht, daß meine Mutter sehr erkrankt sei und meine Gegenwart auf's Dringendste wünsche. Was konnte ich machen, ich mußte mich der Gefahr aussetzen, ergriffen und eingesetzt zu werden. Aber mich trieb's hinab zur Stadt, mir war's, als

träfe ich meine Mutter am Sterben; doch hielt mich auch ein zartes Band auf dem Gute gefesselt, das mir den Abschied, wenn auch nur auf kurze Zeit, recht schwer machte; dann wußte ich ja auch nicht, ob ich überhaupt noch einmal zurückkehren könne, denn, offen gestanden, vor der geheimen französischen Polizei hatte ich allen Respekt. Diese spaßte nicht lange und war in ihrem Urtheil sehr flink und kurz. Ich ging in der That nicht ohne Sorgen. Doch war es auch noch etwas Anderes, was mich beunruhigte.

„Tags zuvor gegen Abend verfiel Frau Kleeherz in einen sanften Schlaf und Emilie machte mir den Vorschlag, zusammen einen Spaziergang in den Garten zu machen. Ich willigte von Herzen gerne ein; sie verließ mit mir das Krankenzimmer und wenige Augenblicke darnach lustwandelten wir auf den sauberen Kieswegen durch das dichte Gehölz ihres Gartens. Bäume und Gesträuche trugen meistens noch ihren ersten Knospenschmuck, doch boten sie immerhin dem Spaziergänger Schutz genug, um seinen Spaziergang unbemerkt und ungesehen ausführen zu können. Die Luft war so frühlingsfrisch und gelinde, so wohlthuend und erquickend, und die Sonne, eben ihrem Verscheiden nahe, blitzte ihren letzten Gruß rothflammend durch die Zweige, wodurch sie den Gängen und Al-

leen ein eigenthümliches, trauliches Helldunkel verlieh, so daß dieses Alles einem so recht einladend entgegenlachte.

„„Lassen Sie uns nach der kleinen Laube auf der Höhe lustwandeln,“ sagte sie beim Eingang in den Garten. „Dort sieht man die Sonne so schön untergehen, denn nachdem sie uns im Thal schon längst ihr süßes Bild entzogen hat, breitet sie noch immer ihr scheidendes Licht auf der fernen Ebene aus, und dieses ist ein so schöner herrlicher Anblick.

„„Wie Sie es wünschen, liebe Emilie,“ gab ich zur Antwort. „Sie waren heute Morgen so betrübt, darf der theilnehmende Freund, ohne neugierig zu scheinen, ihren Kummer kennen?“ fuhr ich nach einer Pause halb leise und mit zitternder Stimme fort.

„Sie sah mich lange aufmerksam an, indem sie stehen blieb und ihr zierliches Köpfchen ein wenig niedersenkte. Sie hatte dies zwar in ihrer Gewohnheit, doch ist es mir nie so aufgefallen, wie damals; es lag so etwas Liebes, Herzgewinnendes, so etwas Zutrauliches, Angenehmes darin, daß ich mich eines wohlgefälligen Lächelns nicht erwehren konnte. Sie bemerkte es, und indem sie beschämt die Augen niederschlug und tiefes Roth ihr Antlitz übergoß, warf sie mit ihrem Tuche neckend nach mir. Daß ich die-

sen Umstand nur mit dem größten Wohlgefallen aufnahm, kannst Du Dir denken; ich fuhr daher in schalkhafter Weise fort: „Der Kummer war ein vorübergehender, Sie sind wieder der Schalk wie zuvor. Habe ich recht?“

„„Mein Kummer — ja, der könnte vorübergehen,“ sagte sie wehmüthig, „er geht vorüber, ob aber zu meiner Zufriedenheit, das weiß ich noch nicht.“

„„Könnte ich Etwas dazu beitragen, daß Ihr Kummer nie wiederkehrte,“ bemerkte ich nach einer Weile, „ich würde Alles, Alles aufbieten, daß er nie mehr wiederkehren sollte.“

„„Würden Sie das thun — wirklich,“ antwortete sie nicht ohne Verlegenheit und etwas zerstreut.

„„Hätten Sie Grund, etwa das Gegentheil anzunehmen?“ frug ich mit einem fragenden Seitenblick weiter, indem ich ihre weiche Hand wie zufällig berührte und seliges, süßes Gefühl durch meine Nerven rieselte.

„Diese sanfte Berührung mußte auch sie etwas verwirrt haben, sie ward auffallend roth im Gesicht und antwortete erst, als ich meine Frage etwas eindringlicher wiederholte. Wir waren auf der Höhe angekommen; sie blieb auf derselben einige Augenblicke sinnend stehen und sah über den Graben hinüber

nach dem Wiesengrund, den Bach entlang hinab in die blaue Ebene bis zu den fernen Bergen, über welche die Sonne ein mattrothes Gewand gebreitet hatte. In ihren schönen blauen Augen glänzten Thränen, und der Widerschein des Abendrothes hatte einen wie verklärten Schein über ihr Antlitz gegossen; so stand sie eine Weile wie in sinnender Schwermuth versunken, ehe sie auf meine abermalige Anfrage zu achten schien.

„„Nein, gewiß nicht,“ sagte sie dann rasch, — ich möchte fast sagen, wie über sich selbst unzufrieden, — „nein, ich rechne Sie zu meinen besten Freunden — ja, die Mutter sagte schon oft, Sie wären unser einziger Freund. War ich schon unerkenntlich gegen Sie, Herr Steinwald?“ setzte sie mit einer fast rührenden Weichheit und Milde hinzu.

„„Sie verstehen mich falsch,“ lenkte ich ein, „ich achte Sie sehr hoch, ich schätze Sie ungemein, liebe Emilie, — o könnte, o dürfte ich Ihnen an den Tag legen, wie gern, wie unaussprechlich“ —

„Ich hatte mich vom Drange der innigsten Gefühle zu sehr überwältigen lassen, so daß ich beinahe erschrack, als sie mich mit ihren großen Augen ansah und ich fühlte, wie weit ich gekommen war. Es lag das entscheidende, das wichtigste Wort des Herzens

schon auf der Zunge, ich wollte es aussprechen — aber ich konnte nicht — mein Herz schlug fast hörbar — ich war nicht Herr meiner selbst. — Ihre großen schönen Augen ruhten mit einer unbeschreiblichen Innigkeit und Wärme auf mir; ich glaubte ihre Thränen als die Verkünder meines Glückes, als die stummen Zeichen ihrer Liebe betrachten zu dürfen, und faßte daher nach einigem Zögern wieder Muth, indem ich ihre Rechte sanft ergriff und mit zitternder, tief bewegter Stimme sagte: „Theuerste Emilie, lassen Sie mich ein offenes Wort mit Ihnen reden, erschrecken Sie nicht, wenn ich es wage, Ihnen mein volles, liebetrunkenes Herz auszuschütten. Ja, Emilie, ich liebe Sie, — liebe Sie unaussprechlich — und mit der vollen Gluth eines jungen, schwärmenden Herzens. Sie sind seit jenem verhängnißvollen Tage, an welchem ich Sie zum Erstenmale sah, mein einziger Gedanke, Ihnen zu gefallen, war mein höchstes und schönstes Streben, und Ihnen, theure Emilie, einstens meine Dienste widmen zu dürfen, — o dieser eine Gedanke schloß den Himmel meines ganzen Seins in sich. Was ich seitdem gelitten, gekämpft und in schlaflosen Nächten um Sie, theuerstes Mädchen, geweint habe, weiß nur Gott allein, denn er kennt mein Herz, er kennt die Wahrheit und Ehrlichkeit meiner

Gesinnung, er weiß es, wie unaussprechlich ich Sie liebe seit dem Tage, an welchem ich so glücklich war, Sie kennen zu lernen. Ich liebe Sie — aber indem ich dieses wichtige, bedeutungsvolle Wort ausspreche, durchzittert es mich gewaltsam bei der Frage: darf ich auf Gegenliebe hoffen? — können, wollen auch Sie mir Ihre Liebe zu Theil werden lassen?"

„Während ich diese Worte in der größten, in der sichtlichsten Aufregung gesprochen hatte, stand sie tief Athem holend vor mir, das holdselige Angesicht gesenkt, und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Auch sie war sehr ergriffen, sie zitterte heftig und Thränen rollten über ihre gerötheten Wangen. Ihre Linke hatte sie krampfhaft an's Herz gedrückt, als wollte sie seinen fast hörbaren Schlag stillen. Es folgte eine kleine Pause, für mich die peinlichste, die ängstlichste, welche ich jemals erlebt hatte. Wie sah sie so reizend, so lieb und anmuthig aus — aber dieser entzückende Anblick erhöhte nur noch mehr meine Pein.

„„Emilie, darf ich hoffen?" frug ich dann noch einmal mit aller Wärme, worauf sie mir laut schluchzend in die Arme sank, ihr Köpfchen auf meine Brust legend.

„„Engel, Du machst mich zum glücklichsten Menschen der Erde!" jubelte ich und drückte den ersten Kuß auf ihren kleinen rosigen Mund.

„Das war ein Augenblick unbeschreiblicher Lust, lieber Oskar, und jener Abend steht mir heute, nach fast vierunddreißig Jahren, noch eben so lebendig vor der Seele, als acht Tage darauf, als ich — nun eine Waise, arm und verlassen — nach dem „Kleehof" zurückkehrte. — Was soll ich Dich mit der Beschreibung unseres Glückes langweilen, mit der ersten, zweiten und dritten Stunde unserer Liebe, — sie schwur mir ewige Treue" — — —

Bei diesen Worten zog sich das bisher heitere Gesicht meines Onkels in ernste Falten und erst nach einigem Nachdenken fuhr er tief seufzend fort:

„Ja, sie schwur mir Treue — ewige, feste, nie wankende; sie gelobte mir heilig und theuer in jener glücklichen Stunde, nur mich zum Gatten zu nehmen, Niemand sonst jemals zu lieben — — — selbst wenn man sie gewaltsam dazu zwingen wollte.

„„Vertraue den Worten meiner Liebe," sagte sie damals, indem sie ihren schönen vollen Arm um meinen Hals schlang. „Vertraue mir, lieber Wilhelm, so wahr ein Gott im Himmel lebt, so sehr ich glücklich zu werden wünsche, — ich kann nur Dich lieben, Du bist der einzige Mann, dem ich zum heiligen Altar folge. Nur mit Dir kann und will ich Freud und Leid des Erdenlebens theilen, Dir zu gefallen, das

sei stets mein höchstes Bemühen, und Nichts, Nichts in der Welt soll mich Dir entreißen!"

„„Amen!" sagte ich in feierlichem Tone, und drückte sie inniger an's Herz. — Wie sie Wort gehalten, das weißt Du, mein Neffe. — Ob sie wohl glücklich ist?" setzte er dann mit tiefem Schmerz hinzu, und sah wieder betrübt und nachdenkend vor sich hin. — „Ich habe sie seit dreißig Jahren nicht wieder gesehen — Nichts mehr von ihr gehört — doch ich greife vor, ich eile meiner Geschichte voraus!" unterbrach er sich rasch, und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Wir waren also unter uns verlobt. Tags darauf mußte ich zur Universitätsstadt. Welches Unglück mich damals traf, weißt Du. Meine Mutter starb; ich hatte zwar ein Herz, das mich liebte, wiedergefunden, aber ich entbehrte doch für immer die treue, reine, uneigennützige Liebe einer Mutter, die mir Alles, Alles war. Ich hatte zwar wieder Jemand, der Leid und Freud, Glück und Unglück mit mir gemeinsam theilen wollte, aber dennoch fühlte ich den entsetzlichen Verlust der Mutter so sehr, so unersetzlich und hart, daß ich mich kaum zufrieden geben konnte. Ach, es war so Alles, Alles anders! — Ich kehrte wenige Tage nach ihrem Begräbnisse auf das „Kleegut" zu-

rück. Emilie hatte während meiner Abwesenheit ihrer Mutter unser ganzes Verhältniß enthüllt, die gute Frau hatte mich so liebgewonnen, daß sie mich als Sohn mit freudigem Herzen begrüßte und mir eine zweite Mutter zu sein versprach.

„Da Herr Kleeherz in letzterer Zeit so empfindlich und beleidigend grob war, seit Wochen sogar das Krankenzimmer seiner Gattin nicht mehr besuchte, und als Hausfrau schon seit Wochen die gefeierte Geliebte — Mathilde — wirthschaftete, so hielten wir Alle für's Rathsamste, dem Vater das Verhältniß noch geheim zu halten; wenigstens noch so lange, bis er etwas milder gestimmt sei, wo er dann wohl eher seine Zustimmung zu unserer Verbindung geben werde. Ich selbst fühlte mich dabei ganz ruhig und glücklich; ich war von Emiliens Treue und Beharrlichkeit so fest überzeugt, daß auch nicht der geringste zweifelnde Gedanke in meiner Seele aufkommen konnte. Ich hegte alles, alles Vertrauen zu den heiligen Versicherungen, die sie mir am Tage unserer Verlobung und noch lange hernach zu wiederholten Malen gegeben hatte. Frau Kleeherz fand die augenfälligste Freude an unserem Verhältnisse, und gewiß war dasselbe noch der einzige und letzte Lichtpunkt ihrer sinkenden Lebenstage. Sie segnete in den letzten Tagen des Mo-

nats März das Zeitliche — Emilie war so gut wie eine Waise. — Sobald der unglücklichen Frau die letzte Ehre erwiesen worden war, verließ Mathilde den Hof, und Emilie übernahm das Hauswesen.

„Ihr Vater war scheinbar etwas niedergedrückt, darum wohl auch milder gestimmt; ich wollte damals schon um die Hand der Tochter bitten, doch rieth mir Emilie sehr davon ab.

„„Wozu auch,“ sagte sie, „ich weiß, Du liebst mich, und Du kannst fest überzeugt sein, daß ich nur Dir, sonst keinem Andern, zum heiligen Traualtar folge.“

„Ich war damit zufrieden. Wir konnten uns nun schon seltener sehen, es hielt jetzt viel schwerer zusammen zu kommen, denn es fehlte das Krankenzimmer der geliebten Mutter, bei welcher wir uns täglich recht oft sehen konnten. Wir wohnten zwar unter einem Dache, mußten aber dennoch, hatten wir uns Etwas mitzutheilen, einen kleinen Briefwechsel unterhalten. Im Sommer, wenn ihr Vater die Feldarbeiter beaufsichtigte, oder im Wald, in der Stadt beschäftigt war, und Emilie mit ihrer Arbeit in der Laube auf der Terrasse saß, da konnten wir schon eher ein gemüthliches, glückliches Stündchen bei einander sein und uns küssen, herzen, erzählen und von der glücklichen Zu-

kunft träumen. Das waren immer glückliche, selige Stunden. Man konnte sich auch kein heimlicheres, traulicheres Plätzchen denken, als diese kleine Laube mit ihrem niedlichen Sopha, ihrem Tischchen und ihrer vollständigen belaubten Umdachung; unten aus der Tiefe herauf tönte das melancholische Wallen, Rauschen und Tosen des Bergwassers, wozu der Wind in den Blättern und Zweigen der Bäume eine leise, ergreifende Melodie hauchte, und aus den Wäldern herüber klangen fröhliche Lieder. Sonst war rings umher Alles still, vom Menschengewühl hörte man Nichts — kurz, es war so recht ein gesuchtes Plätzchen der Liebe! —

— — — — — — — — — —

„Doch Alles, Alles vergeht, — Kindheit und Jugend, Freundschaft, Liebe und Glück — nur der Schmerz und die Trauer um vergangene glückliche Zeiten bleibt unvergänglich.

„Ich mußte noch mancherlei Verhältnisse in der Universitätsstadt ordnen; ich hatte einen Roman geschrieben, das Honorar lag zum Empfang bereit, und verschiedene ähnliche Angelegenheiten machten eine Reise in die Stadt nöthig. Ich verabschiedete mich daher auf einige Tage. Es war zu der Zeit, in welcher durch alle deutschen Gauen der Ruf der Freiheit erklang: Nieder mit der Franzosenherrschaft, — auf,

auf für Fürst und Vaterland! — Auch mich hatte die mächtige Idee ergriffen, und trotz dem Liebchen in der Heimath trieb es mich doch unwiderstehlich zum Felde der Ehre. Des Vaterlandes Tirannei ging damals jedem ächten Deutschen zu Herzen — Nichts, Nichts konnte mich zurückhalten. — Bei meiner Zurückkunft theilte ich Emilien meinen Plan mit, und sie hieß ihn zu meinem höchsten Entzücken gut, erklärte sich mit mir vollkommen einverstanden, und wünschte mir Glück im Kampf für's Vaterland. Sie war ein ächt deutsches Mädchen, und schwärmte mit wahrer Leidenschaft für Preußens große Königin. Ich hatte darum auch erwartet, Emiliens Zustimmung zu erhalten. Wie schwer uns der Abschied wurde, vermag ich Dir nicht zu beschreiben; ich vergesse ihn nie. Laut weinend hing sich das arme Mädchen an meinen Hals, als wäre es ein Abschied für ewig, als sollte ich nie wieder zurückkommen. — Ich kehrte wieder — aber es hatte sich während der Zeit sehr viel geändert. —

— — — — — — — — — —

„Es waren fast fünf Vierteljahre vergangen, ehe ich Emilien wieder sehen konnte. Es war lange, lange Zeit. Ihr Vater hatte unterdessen die Tante des Hauptmanns von Rohdach — Mathilde — geheirathet;

sie führte ein scharfes Regiment, und ihr Gatte soll sich bei Vertrauten manchmal die früheren Zeiten zurückgesehnt haben. Mag dem sein wie ihm wolle, so viel steht richtig, der heftige Herr Kleeherz stand gewaltig unter den Pantoffel seiner neuen Ehehälfte. — Emilie war noch auf dem Gute; doch hatte sie, wie sich's denken läßt, eine sehr böse Stellung. Stiefmütter erkennen so selten ihren wahren, einzig richtigen Beruf, die heiligen Verpflichtungen, welche sie gegen Kinder voriger Ehe haben, die sie, wie es dem Herrn wohlgefällt, mit christlicher Milde, Nachsicht und Liebe, gerade wie ihre eigenen Kinder erziehen sollen. Eine Stiefmutter! — ein Schreckenswort schon seit die Welt steht, — hat trotz allem Einfluß des Christenthums und dem gewaltigen Fortschritte der Wissenschaften und Künste seine schreckhafte Bedeutung noch nicht verloren und wird sie auch wohl niemals verlieren — weil man sich unter einer Stiefmutter in den meisten Fällen nur ein hartherziges Rabenweib zu denken hat. Die zweite Frau des Herrn Kleeherz verfuhr gegen die arme Emilie mit schonungsloser Härte. Es verging kein Tag, an welchem es nicht zu irgend einem Auftritt kam. Bei ihrem lieblosen Vater hatte Emilie so gut wie keinen Schutz und Trost; im Gegentheil! die Gattin wußte es so einzuleiten, daß das

arme Mädchen sogar unter der handgreiflichen Strenge des Vaters sehr zu leiden hatte. — Ich kam zurück und fand die alte liebevolle Aufnahme. Emiliens Wesen hatte sich jedoch um ein Merkliches geändert, und nicht zu ihrem Vortheil. Sie war eitler geworden. Die Putzsucht war bei ihr so vorherrschend daß in der That viele herrliche Vorzüge des Herzens wegen derselben nicht zum Durchbruch kommen konnten. Dabei war sie ganz außerordentlich kokett, wozu sie von jeher große Neigung zeigte, und nahm es fremden Herrn gegenüber in ihrem Benehmen nicht mehr so genau. Uebrigens versicherte sie mich auf's Herzlichste ihrer Liebe und Treue, und versprach mir auch, so manchen üblen Fehler abzulegen. Doch blieb es leider nur bei dem Versprechen. — Während meiner langen Abwesenheit war verschiedene Male Einquartirung auf das „Kleegut" gekommen; Offiziere, Aerzte und Gemeine. Das waren wohl schöne Tage für das gute Kind. Französische Einquartirung lag sogar einige Wochen dort. Es waren mehrere junge adlige Hauptleute und Lieutenants, lauter muntere, lebensfrohe und leidenschaftliche Südländer, dabei, die — wie sie das immer zu thun pflegten — dem weiblichen Personal des ganzen Hauses den Hof machten. Mutter und Tochter fanden Gefallen daran,

und der Gatte und Vater fühlte sich in seiner Schwachheit dadurch zu sehr geschmeichelt und beehrt, als daß er auch nur ein Sterbenswörtchen dagegen gesagt hätte. Im Gegentheil, er unterstützte durch Spiel und Tanz und Landpartien, die er arrangirte, die Kourmacherei seiner „vornehmen" Einquartirung, und war oft tagelang abwesend, während die frechen Ausländer wie die Herren des Hauses ein Leben voller Lust und Wonne führten. Emilie, das ächt deutsche Mädchen, dessen Bräutigam sein Blut im Kampf gegen diese elenden Fremdlinge vergossen hatte, Emilie ward seit jener Zeit eine außerordentliche Verehrerin der französischen Nation, schwärmte für den großen Kaiser, für seine Feldzüge, seine Schlachten, seine Siege. Sie hatte sich sehr geändert. Doch es gelang meinem Einflusse mehr und mehr, sie wieder auf eine bessere Bahn zu leiten. Sie sah wohl auch ihre Verirrungen ein, doch war es schon zu spät, um sie wieder ganz so umzubilden, wie sie damals war, als sich unsere Herzen fanden, als wir den Bund der Liebe schlossen. Ich lebte in der Universitätsstadt und bereitete mich recht eifrig auf mein Examen vor. Meine schriftstellerische Thätigkeit hatte ich trotzdem noch nicht an den Nagel gehängt; ich schrieb einige Novellen, einen Roman und veranstaltete eine Sammlung meiner Gedichte.

Dies Alles nur, um mir Emiliens Beifall zu erhalten, um ihre Liebe fester an mich zu ketten, denn ich wußte, daß sie sich über meine Arbeit freute. Es ist aber immerhin ein sehr schlimmes Zeichen, wenn Liebende zur Erhaltung ihres Verhältnisses nach Aeußerlichem greifen, ich möchte es die letzte Oelung nennen. Doch, ich war glücklich und zufrieden, und Emilie lebte mir sehr zu Gefallen. Ich bestand mein Examen — und die schönsten Aussichten öffneten sich mir.

„Unterdessen hatte zwischen dem Hauptmann von Rohdach und mir das beste freundschaftliche Verhältniß bestanden. Er besuchte öfter den Kleehof von der Residenz aus, ich kam an jedem Sonntag hinauf. Oftmals hatte ich vor, meinen Freund in unser Geheimniß zu ziehen, Emilie war aber immer entschieden dagegen; ich wollte bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten, auch dies wußte sie mir auszureden. Es war ein ganz eigenthümliches, ein recht seltsames Verhältniß, das mich oftmals recht traurig und betrübt machte.“ —

— — — — — — — — — —

„So hatte unser Verhältniß schon drei Jahre gedauert, als ich, wie immer, einmal wieder meinen sonntäglichen Besuch auf dem „Kleegut“ machte. Tags zuvor hatte ich ein Freiexemplar meiner Gedichte

erhalten, welches ich Emilien bei dieser Gelegenheit einhändigte. Sie hatte recht große Freude darüber. Ich war den Fußweg gekommen, um unbemerkt durch eine Hinterpforte in den Garten zu schleichen, da mich gewöhnlich dort Emilie erwartete. Wir konnten alsdann ungestört eine Stunde der Liebe feiern, den Tag über ward uns dieses Glück doch nicht mehr zu Theil. Auch diesmal war sie da. Sie freute sich über unser Wiedersehen, doch schillerte durch diese Freude einige Verlegenheit, die ich mir, wie ganz natürlich, gar nicht zu deuten wußte. Ich stellte sie über dieses seltsame Benehmen zu Rede, sie suchte mir aber auszuweichen und bemühte sich, mich zu beruhigen, was ihr denn auch, wie immer, gelang. Wir saßen in unserer „geheimen" Laube und schwelgten in der Freude des Wiedersehens. Es war ein herrlicher, göttlicher Sommermorgen.

„„Bald hoffe ich Dich heimführen zu können, mein Engel," sagte ich im Laufe unserer Unterhaltung. „Das Examen habe ich bestanden, und vom Glück begünstigt hoffe ich mir bald — recht bald — eine sichere Existenz gegründet zu haben, und dann — —"

„„Ach Gott!" lispelte sie halbleise und schlang ihren vollen zarten Arm um meinen Nacken, indem sie mir mit einer unaussprechlichen Innigkeit in die

Augen sah. Nach einer Pause suchte sie dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem sie sagte: „Seit einigen Tagen haben wir auch Besuch. Deinen Freund, den Herrn Rittmeister und — und — einen anderen Herrn — Du kennst ihn doch nicht.“

„„So,“ gab ich zur Antwort, und sah sie mit einem prüfenden Auge an. Das Blut rann mir rascher durch die Adern. Die eigenthümliche Art, wie sie mich von der Ankunft beider Herren in Kenntniß setzte, war mir in der That sehr verdächtig; ich wartete auf eine bestimmtere Erklärung.

„„Du bist doch nicht eifersüchtig?“ frug sie mich mit einem zweideutigen Lächeln, indem sie das rechte Auge schelmisch zusammendrückte. „Nein, Du bist nicht eifersüchtig, selbst wenn der Fremde gekommen wäre, die Hand Deiner Emilie zu begehren.“

„„Emilie!“ rief ich unangenehm überrascht.

„„Ja, ja, Herr Lootsen hat so was im Sinn, ich hab's ihm schon abgemerkt, doch darf Dich dies Alles nicht ängstigen. Ich bleibe Dir treu, treu bis in den Tod.“

„Bei den letzten Worten hatte sie nicht ohne Aufregung einen Kuß leidenschaftlich auf meine Lippen gedrückt und dann mich mit Thränen in den Augen angesehen. Ihr seltsames Benehmen war durchaus

nicht geeignet, meine Zweifel zu unterdrücken, meine innere Ruhe wieder herzustellen. Auch war das Folgende, was sie sagte, mir um so verdächtiger und beunruhigender, als sie ehedem ganz andere, viel bessere, reinere und uneigennützigere Ansichten hatte.

„„Du mußt nicht denken, daß mich der Reichthum des Herrn Lootsen verleiten könne, meine Pflichten gegen Dich außer Acht zu lassen. Ich werde Dich, nur Dich ganz allein lieben — Niemand sonst — Niemand! Herr Lootsen hat zwar ein ausgezeichnetes Geschäft in Paris, besitzt in seiner Heimath, in Böhmen, ein großes Gut, und lebt so zu sagen von seinem Gelde; dies Alles aber kann mir das Glück Deiner Liebe nicht ersetzen. Ich lebe mit Dir, ich theile mit Dir alle Schrecknisse des Lebens lieber, als daß ich Frevlerin an Deinem Glücke würde. Ach, ich würde auch niemals glücklich als seine Gattin sein. Nein, gewiß nicht! Ich wäre das unglücklichste Geschöpf der Erde! Zwar sagt mein Vater immer, Nahrungssorgen seien immerwährende Zehrwürmer an unserem Glücke, und nur wer mehr hätte, als er zu seinem Lebensbedarf nothwendig brauche, der könne sagen: er sei ohne Nahrungssorgen. Auch die Mutter theilt seit einigen Tagen dieselben Ansichten, wenngleich sie bei Dir immer anderer Ansichten war. Ach, das ist

eine recht böse Welt! Es ist ein recht trauriges Leben! — Mein mütterliches Vermögen ist nicht sehr groß; wir werden uns einmal recht einschränken müssen. Doch die Liebe kann Alles — wir wollen recht glücklich, fröhlich und zufrieden leben. Ich habe so manchmal darüber nachgedacht, es soll recht schön bei uns werden. Ganz einfach und still wollen wir nur unserem Glücke leben; nur einen ganz engen Kreis von Freunden ziehen, keine langweiligen Gesellschaften geben — o dieses Abfütterungssistem hasse ich bis in den Tod! — ach, so recht ein Muster glücklicher Eheleute wollen wir sein, die sich immer lieb haben. Nicht wahr, mein lieber, guter Wilhelm!"

„Trotzdem sie diese Worte mit einer abermaligen stürmenden Zärtlichkeit begleitete, so konnte ich mich doch nicht zwingen, volles Vertrauen in ihre aufrichtige Gesinnung zu fassen. Mein Herz ward mir recht schwer — ich ward betrübt — um nie mehr wahrhaft heiter zu werden.

„„Dein Freund redet mir zwar immer zu," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „er sagt: es sei eine glänzende Parthie, Herr Lootsen wäre ein vortrefflicher Charakter, der mich über Alles in der Welt liebe und mich recht glücklich machen werde; ich könne sogleich heirathen — meine Stellung im Haus werde

ja doch immer noch schlimmer und für mich unerträglich; meine Eltern wünschten es — und die Liebe käme im Laufe der Zeit; man könne sich in Alles schicken, meint er, und Vater und Mutter sind ganz derselben Ansicht."

„„Und Du?!" frug ich bitter, indem ein spöttisches Lächeln um meine Lippen spielte.

„„Ich bleibe Dir treu bis in den Tod!" — rief sie laut schluchzend an meine Brust sinkend. „Nur Dich kann ich lieben — nur Dich, Dich, lieber guter Wilhelm!" fuhr sie leidenschaftlich fort. „Sie wollen mich zwingen — Vater und Mutter — ich solle dem Herrn Lootsen meine Hand reichen — aber nie, niemals. Das war ein Auftritt, — ich konnte mir nicht helfen — da rief ich in meiner Herzensangst: „Vater, ich erinnere Dich an jenen geheimen Erbvertrag mit der Nebenbuhlerin meiner seligen Mutter, ich erinnere Dich an die Folgen, wenn dieses Papier mit der betreffenden Korrespondenz an's Gericht käme." Das ist die einzige Waffe noch, welche ich seiner Härte und rücksichtslosen Behandlung entgegensetzen kann. Mein Vater fuhr erschrocken zurück, und meine Mutter entfärbte sich; ich ließ sie darauf allein. Dies geschah gestern Abend, heute sind Mutter und Vater wie umgewandelt in ihrem Benehmen. Ich hoffe

das Beste für unsere Zukunft, vertraue auf den lieben Gott, fasse wieder neuen Muth — und hoffe: auch dieser Sturm wird vorübergehen, damit die Sonne der Liebe im schönsten, reinsten und herrlichsten Lichte zu strahlen vermag. O, vertraue, vertraue, — sei nicht so betrübt und traurig, blicke fröhlich und voll Zuversicht der Zukunft entgegen, es wird — nein, es muß Alles noch gut und zu unserer vollen Zufriedenheit endigen!"

„Sie sprach die letzten Worte mit so herzlicher, inniger Wärme, mit einem so überaus zarten Ausdruck des Gefühls, indem sie mich mit ihren lieben blauen Augen so bittend und aufrichtig ansah, daß fast alles Weh aus meiner Brust verschwunden wäre, hätten sich ihre beängstigenden Worte nicht schon zu tief in derselben festgesetzt gehabt. Ich konnte ihr nicht antworten, in meinem Herzen litt ich bitteres Weh. Wie war ich doch so glücklich und zufrieden in der Universitätsstadt weggegangen. Die Sonne lag noch in stiller Ruhe, nur ein leichtes Roth kündete im Osten ihr baldiges Erwachen. Ich schritt so frohen Herzens durch die Felder, Weinberge und Wälder dem lieben „Kleegute" zu, und jemehr sich der Weg erhob, je wellenförmiger das Land wurde, desto näher kam ich dem freundlichen Thale mit seinem Silberbach, seinen Saat-

feldern und seinem so herrlich gelegenen Schlosse. Allmälig erhob sich dieses hinter den Höhen, — wie lachte mir da das Herz, wie war ich da so froh und glücklich, wie ahnte ich so wenig den bitteren Kelch, welchen Emilie mir reichen werde. Sie rief mir Muth zu — sie beschwor mich: ich möchte heiter sein, aber meine Ruhe war auf ewig dahin, denn alles, alles Vertrauen war aus meinem Herzen gewichen. Liebe ohne Vertrauen ist wie eine Blume ohne Geruch, sie kann sich und Andere durch eine glatte Außenseite betrügen, aber es fehlt ihr am inneren Gehalt, an dem innigen Band der Wahrheit. Doch wozu noch mehr davon; sie überschüttete mich wahrhaft mit Zärtlichkeiten, mit Liebesversicherungen und Gelöbnissen der Treue — aber es war zu spät. — —

— — — — — — — — — —

„Ich blieb am selben Tag auf dem Schloß, und lernte auch Herrn Lootsen, einen Mann nahe den Vierzigen, von ernstem männlichen Aussehen, gewandtem Benehmen und recht einnehmendem Wesen, kennen. Der Rittmeister von Rohdach, Dein Onkel, wollte mich damals recht verstimmt finden. Er nahm mich mehrmals bei Seite und erkundigte sich mit der größten Theilnahme nach meinem Leid. Aber ich hatte auf dieser Welt keine Seele mehr, der ich mich anver-

trauen konnte; ich hatte nun Alles, Alles verloren. Ich hatte wenig Gelegenheit, Emilie noch einmal allein zu sprechen; auch schien es mir, als vermeide sie es absichtlich, was mich noch mehr betrübte. — Vor einbrechender Nacht noch verließ ich das „Kleegut," das Herz so voll, so schwer, so weherfüllt und traurig, daß ich auf dem Rückweg für weiter Nichts mehr Sinn hatte, als für meinen Kummer. Die Gesellschaft hatte den Nachmittags-Kaffe im Garten getrunken, Emilie konnte mich also ohne weiter Aufsehen zu erregen bis zur hinteren Gartenpforte begleiten. Der Rittmeister war bis nahe zur Pforte mitgegangen und hatte alsdann eine Seitenallee eingeschlagen. Ich bat ihn um seine Begleitung, um allen Verdacht, als hätten wir irgend ein geheimes Verhältniß, von uns abzulenken, dann aber auch, um den Herrn Lootsen, der auf mich, aufrichtig gestanden, einen recht guten Eindruck gemacht hatte, keine unangenehme Stimmung zu bereiten; denn ich wußte, als ich gegen Abend das „Kleegut" verließ, schon mehr als genug. An der Pforte angekommen, sah sie mich lange, und wenn ich mich nicht täuschte, mit innerer Bewegung an, dann traten ihr die hellen Thränen in die großen blauen Augen. Ich faßte ihre beiden Hände; auf meinem Gesichte müssen Schmerz, Trauer und Kummer ernste

Zeichen ausgedrückt haben, denn sie rief, indem sie mit einem tiefen Seufzer an meine Brust sank und ihre Arme um meinen Nacken schlang: „O Wilhelm, wie ernst, wie entsetzlich ernst bist Du! Lebe wohl, lebe wohl!“ setzte sie nach einer Weile schluchzend hinzu, einen heißen Kuß auf meine Lippen drückend. „Lebe wohl, mein theurer Wilhelm, verzeihe mir, o verzeihe mir, wenn ich Dich gekränkt habe! O trage mir's nicht nach, wenn ich Dir nochmals Schmerz bereiten sollte; — vergiß es dann — denke nicht mehr daran! — gräme Dich nicht um mich! — beklage, bedaure Deine ewig treue Emilie, die nur Dich liebt.“ Sie weinte heftiger, am ganzen Körper zitternd.

„Da war Etwas vorgefallen, was ich noch nicht wußte; Emiliens Besitz war mir für ewig verloren, das fühlte ich aus ihren, in der größten Aufregung gesprochenen Worten heraus.

„„Emilie, Du ängstigest mich!“ gab ich zur Antwort, indem ich ihr zierliches Köpfchen etwas zurück legte und ihr in's erregte Angesicht schaute. „Könnte es möglich sein, daß unsere süßen, schönen Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen?“

„„Ich glaube nie!“ rief sie und sank mir ohnmächtig in meine Arme.

„„Emilie, Emilie! Du glaubst nie?“ wiederholte

ich in der leidenschaftlichsten Aufregung, indem kalter Schweiß auf meine Stirne trat und meine Stimme zitterte. „So wären mit Einemmal all' die schönen Träume unserer Liebe dahin, es wäre aufgelöst, auf ewig aufgelöst der Bund, am Sterbebette Deiner seligen Mutter gesegnet. Emilie —!" Ich konnte nicht weiter reden.

„„Hoffe, hoffe!" jammerte sie. „Wenn Du mein Herz kennst, so weist Du, wie sehr ich Dich liebe; hoffe, hoffe!"

„Bei den letzten Worten hatte sie sich aus meiner Umarmung los gemacht, noch einen brennenden Kuß auf meinen Mund gedrückt und dann, indem sie sich anschickte, zur Gesellschaft zurückzukehren, ziemlich gefaßt gesagt: „Komme recht bald wieder! Lebe wohl, vergiß mich nicht."

„Noch ein Händedruck, und sie war davon geeilt. Ich sah ihr traurig nach. Mir war, als nähme sie alle Freude mit, als hätte ich jetzt Alles, Alles verloren. Knarrend schloß sich die Pforte hinter mir; ich schritt auf dem schmalen Fußweg weiter nach dem Bach, und bei ihm angelangt, an seinem Ufer entlang bis zu einer Nothbrücke, welche ich zu passiren hatte. Hier blieb ich stehen und schaute nach dem Gute zurück. Die Sonne war im Niedersinken und hatte ein

tiefes Roth über die Landschaft gegossen. Ihre letzten Strahlen brachen sich zu einem wahren Feuermeer in den Fenstern des Schlosses, und den Wipfeln der Bäume hatte sie einen eigenthümlich angenehmen Heiligenschein verliehen. Unter mir rauschten die Wogen schäumend ihre geheimnißvolle Sprache, die Blümchen ringsherum hörten aufmerksam zu und wiegten sich freundlich nickend in denselben. So stand ich lange, meine Arme auf die Brüstung gelegt, und lauschte dem Rauschen des Wassers, indem meine Augen aufmerksam prüfend nach dem „Kleegut" schauten. Da sah ich auf einer kleinen Anhöhe Emilie; sie winkte mir mit einem weißen Tuche ihren letzten Gruß. Ich antwortete ihr, dann ging ich weiter. —

— — — — — — — — — —

Mein Onkel hielt einen Augenblick in seiner Erzählung inne, indem er starr vor sich hinsah und die beiden Arme auf seine Knie niederlegte. Ich wagte nicht ihn zu unterbrechen. Meine Seele ward von der regsten Theilnahme erfüllt. Wie mochte der lebensfrohe, glückliche Jüngling damals gelitten haben? — in wie viel schlaflosen Nächten wird ihm ihr Bild vor die Seele getreten sein, — und er des Morgens sein Kissen mit Thränen genäßt gefunden haben? Wie viel Seufzer mußte das gepreßte Herz ausstoßen, bis

es seine jetzige Ruhe erlangen konnte; — Dreißig lange, lange Jahre waren dahin gerollt, aber ihr breiter Strom konnte den Schmerz um ihren Verlust nicht ganz vernichten. Das mußte eine tiefe, eine wahre, eine einzig feste und reine Liebe gewesen sein, die sich trotz allen Wechselfällen des Lebens so lange erhalten konnte. Es lag so etwas Ehrwürdiges und Edles darin, daß es mich ordentlich erbaute, und in mir eine Stimmung von Wonne und Wehmuth, von Freude und Schmerz hervorrief.

Mein Onkel schüttelte nach einer Pause sein graues Haupt, worauf er eine Brieftasche hervorholend, fortfuhr: „Wie ich so weiter schritt und immer weiter, weiter, erst durch duftende Wiesen und Felder, dann durch den geheimnißoll dunklen Wald, in welchem sich die Bäume kopfschüttelnd gar wundersame Märchen erzählten und die Vögel ihr Abendopfer sangen, gingen gar schwere und traurige Gedanken in meinem Kopfe herum. Mein Herz war so schwermüthig und gedrückt, und ich hatte Niemand, dem ich mein Leiden erzählen konnte, dessen Trostworte mich wieder ermuthigt und beruhigt hätten. Kein menschliches Wesen hatte mir seine volle Liebe erhalten. Den Freund, — o den einzigen Freund — die Geliebte, beide nahm mir das hartherzige Schicksal an einem Tage. Und wie

ich so dahin schreite — so ganz allein und verlassen — da fühle ich, wie ein unsichtbarer Genius sich mir naht, wie er mich leise berührt, um mir das über- und übervolle Herz etwas zu erleichtern. Mir war's, als flüstere er durch das vom Abendwind bewegte Laub: Folge mir, ich will dir treu bleiben, ich will nie von dir weichen, ich will dich halten und schützen, und will dir Freude bringen! — Und dieses bezaubernde unsichtbare Wesen war die Poesie, das Einzige, was wir noch aus einer verfehlten Liebe geblieben war. — Auf meinem Wege nach der Universitätsstadt dichtete ich folgendes Lied:

Ich glaube nie!

So eitlem Hoffen hingegeben,
Hatt' ich ein Glück mir aufgebaut,
Dem freudig ich mein ganzes Leben
In heil'ger Ruhe anvertraut; —
Ich sah darin so schön vereinet,
Was mir die Brust mit Wonne füllt,
Denn was in ihm so süß erscheinet
Auch meines Herzens Sehnsucht stillt!
  Doch ach! der Traum zerrann zu früh,
  Du sprachst es laut: „Ich glaube nie!"

Schon sah ich mich an deiner Seite,
Des hohen Glückes voll bewußt;
Wie wogt es da in sel'ger Freude
Mir auf und nieder in der Brust.
Ich schwärmte fort — ich schwärmte weiter —
Mir war die ganze Welt zu klein,

Die Hoffnung lachte mir so heiter;
Doch ach; — es sollte anders sein!
  Der schöne Traum zerrann zu früh,
  Du sprachst es laut: „Ich glaube nie!“

Mir war dein Glück ein süßes Streben
Und ein Bedürfniß dein Besitz,
Da zündete für's ganze Leben
Im Herzen mir der Worte Blitz: —
Da trübte sich des Glückes Sonne,
Kein heit'rer Morgen tagte mehr,
Dahin ist meiner Liebe Wonne,
Im Herzen ist mir's bang und schwer.
  Der schöne Traum zerrann zu früh,
  Du sprachst es laut: „Ich glaube nie!“

So lebe wohl — für ew'ge Zeiten
Vergessen sei, was mir die Brust
Erhoben einst zu Seligkeiten
In süßgeträumter Liebeslust. —
Vergiß es auch, daß ich empfunden
Für dich ein ewig warm Gefühl;
Doch denke mein in spät'ren Stunden,
Wenn du an deiner Wünsche Ziel.
  Und so zerrann der Traum zu früh,
  Du sprachst es laut: „Ich glaube nie!“

Wohl bist du dann der Heimath ferne
Und fremd im neuen Vaterland.
Und weilt dein Herz bei ihm auch gerne,
Doch bist du Allen unbekannt.
Wohl stehst du manchmal da alleine
Und denkest der Vergangenheit,
Dann lächelt im Erinn'rungsscheine
Dir mild die längst vergang'ne Zeit!
  So nahmst du mir den Traum zu früh,
  Indem du sprachst: „Ich glaube nie!“

Ich aber werde manchmal sinnen,
Und trauernd in die Ferne seh'n,
Zog auch mein Glück so schnell von hinnen,
Der Traum kann nicht so schnell vergeh'n.
Wohl tauchet aus des Lebens Wogen
So manches Traumbild wieder auf,
Kommt mir im Geist vorbeigezogen,
Doch Alles nur im schnellen Lauf; —
  Denn du nahmst mir den Traum zu früh,
  Indem du sprachst: „Ich glaube nie!"

Und hör' ich einst in spät'ren Tagen;
Dir ward zu Theil der Liebe Glück,
Dann wird das Herz mir wärmer schlagen,
Denk' ich auch trauernd nur zurück.
O Glückliche! — dir ist gegeben,
Was ich so gerne dir gebracht;
So scheiden wir für's ganze Leben! —
Dein Wort hat trostlos mich gemacht.
  Ja lebe wohl! — Es war zu früh!
  Du sprachst es laut: „Ich glaube nie!"

„Ein herrliches Lied," rief ich, freundlich des Onkels Rechte schüttelnd, nachdem er mir dasselbe vorgelesen hatte und in einiges Nachdenken versunken war. „Lassen Sie mich eine Abschrift davon nehmen; o geben Sie her, geben Sie her."

„Hier, lieber Oskar," gab er zur Antwort, indem er mir das Blatt darreichte. „Es freut mich, wenn es Deinen Beifall fand. Eine Abschrift davon hatte ich an Emilien gesandt."

„Welchen tiefen Eindruck muß dieses Lied bei ihr gemacht haben.“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete er auf meine Bemerkung. „Ich habe sie seit jenem Abschied an der Pforte nicht mehr gesprochen. Es war das letzte Mal.“

„Das letzte Mal!“ wiederholte ich gerührt.

„Ja — ja! — das letzte Mal, lieber Oskar. Ich habe sie acht Tage darauf wieder gesehen, aber nicht sprechen können; die Kluft zwischen uns war schon zu groß. Seit der Zeit habe ich Nichts mehr von ihr gesehen, Nichts mehr von ihr gehört. Ich will — doch nein, ich möchte doch einmal wieder Etwas von ihr hören. — — Höre jedoch weiter; ich bin bald zu Ende. — Es war dunkel geworden, die Nacht war eingebrochen, noch ehe ich den Wald verlassen hatte. Der Mond ging erst später auf. Ich war mit meinem Liede fertig, in der Brust ward mir's leichter, ich hatte mir selbst einigen Trost gesungen, Balsam in's blutende Herz gegossen. Ehe ich zur Stadt kam, mußte ich am Friedhof vorbei. Alles war ruhig und still — todtenstill um mich her, — der Mond trat über den Bergspitzen hervor und goß sein frommes Licht über die Landschaft; der Friedhof lag in einer kleinen Thalenge, wodurch sich ein geheimnißvolles Dunkel über ihn ausgebreitet hatte. Hohe

Fichten standen um die freundliche Kapelle, und breiteten über derselben ein dichtes undurchdringliches Schattendach aus, durch welches der Mond nur schwach sein bleiches Licht zu drängen vermochte. Das Thor des Friedhofes war unverschlossen; ich näherte mich und öffnete es unerschrocken und trat in den stillen Garten des ewigen Friedens. Ein leichtes Schauern durchzog meine Glieder, aber der Kummer hatte mich den Verstorbenen so nahe geführt, daß ich gar keine Furcht empfand. Ohne mich viel umzuschauen, eilte ich zu dem Grabe meiner Mutter. Es war recht schön hergerichtet und mit Blumen aller Art ausgestattet. Die goldenen Buchstaben auf dem schwarzen Kreuze glänzten weithin im klaren Mondschein, der sich in den unzähligen Thautropfen der Blumen wie zu einem wahren Perlenmeer wundersam brach. Ich ließ mich an dem theuren Plätzchen nieder und weinte mich, wie schon manchmal geschehen, recht aus. Da sah wohl meine gute Mutter auf ihren unglücklichen Sohn hernieder und flüsterte leisen Trost in sein Herz, und Emiliens vortreffliche Mutter, erzürnt über das treulose Benehmen ihrer Tochter, stand mir zur Seite, um mich in meinem Schmerze empor zu richten. Ach, es ward mir auch leichter, ich konnte mich wenigstens fassen, und den harten Schlag des Schicksals männ-

licher ertragen. Es war nahezu Mitternacht, als ich zur Stadt zurückkehrte. —

— — — — — — — — —

„Zu Hause angekommen, sollte mir auch wieder ein Sonnenblick des Glückes lächeln. Der Himmel hatte mich nicht verlassen. Ein deutscher Prinz ließ mir durch seinen Haushofmeister die Stelle eines Gesellschafters anbieten, und eröffnete mir zugleich die herrliche Aussicht, daß ich ihn für die nächsten drei oder vier Jahre auf Reisen zu begleiten hätte. Ich hatte vor Rührung und Freude mich anfangs gar nicht zu fassen gewußt. Wie wunderbar war die Fügung des Himmels, wie heilsam mußten diese Reisen auf meinen Seelenzustand wirken. Es war die einzige Zerstreuung, die es möglich machen konnte, mich recht bald wieder herzustellen. Schon am folgenden Morgen sagte ich zu und versprach, in nicht ganz vierzehn Tagen an dem bestimmten Orte einzutreffen. Wie ich zu diesem Glücke gekommen, wer mich empfohlen, vorgeschlagen und mir das Wort geredet hatte, das war mir damals so unerklärlich wie heute, und wird mir auch ein ewiges Geheimniß bleiben. Daß aber noch eine Person, die nicht genannt sein wollte, ihre Hand im Spiele hatte, konnte ich aus einigen Reden des Haushofmeisters merken. Zuletzt

interessirte ich mich nicht dafür, bemühte mich jedoch nach Kräften, der geheimen Empfehlung Ehre zu machen, und denke auch, daß ich meinen Platz ausgefüllt habe.

— — — — — — — — —

„Am nächsten Sonntag konnte ich erst Nachmittags meinen Weg nach dem „Kleegut" antreten. Es war ein recht schöner Tag. Wie mit ganz anderen Gefühlen ging ich diesmal durch die Felder und Weinberge dem Walde zu, mich immer mehr und mehr dem freundlichen Thale nähernd. Doch fühlte ich mich stark und fest in meinem Entschlusse: das peinliche Verhältniß nun endlich einmal zur Entscheidung zu bringen. Die Sonne war schon dem Sinken nahe, als ich durch den Wiesengrund schritt und wieder, wie acht Tage zuvor und fast um dieselbe Zeit, auf der Brücke gedankenvoll in die Tiefe blickte, dem melancholischen, geheimnißvollen Rauschen des Wassers lauschend. Alles, Alles um mich her wie acht Tage zuvor, aber in meiner Seele hatte sich während der Zeit gar mancherlei zugetragen. Ich war scheinbar ruhiger geworden, mein Herz zwar weniger gedrückt, aber trauriger und wehmüthiger gestimmt wie damals, doch auch für jeden Fall gefaßt und vorbereitet auf den ewigen Verlust meiner heißgeliebten Braut. Je näher ich indessen der Pforte kam, desto ängstlicher

und unruhiger klopfte mein Herz, desto schwerer wurde es mir, in den Garten einzutreten. Ein unerklärliches unheimliches Gefühl hielt mich davon ab, und trieb mich, anstatt in den Garten zu treten, rechts der Mauer entlang nach der Höhe zu. Dort oben war zwischen laubreichen Gehölz versteckt in einer Felsenspalte unser trauliches Plätzchen, wo wir so oft die seligsten, glücklichsten und froheſten Stunden liebetrunken verlebt hatten. Es war ein seltsames, schwermüthiges, ahnungsreiches Gefühl, das mich trieb, aber es war peinlich, drückend und niederschmetternd. Oben auf der Platte angekommen, hörte ich Stimmen; die Mauer war nicht sehr hoch, ich konnte mich dem heimlichen Plätzchen — ich hatte es „Emiliensruhe" getauft — unbemerkt so nähern, daß ich durch die Mauern sowohl, als auch durch Bäume und dichtes Gesträuche geschützt, nach demselben sehen und Alles, was in ihm vorging, beobachten konnte.

— — — — — — — — —

„O hätte ich den peinlichen Anblick nie gehabt — nie mehr das „Kleegut" gesehen, es stünde jetzt besser um mich, ich wäre vielleicht doch noch einmal recht glücklich geworden. — Denke Dir," fuhr er nach einer Pause lebhafter fort, seine Stimme zitterte und seine Augen blitzten leidenschaftlich unter ihrer tiefen Höhlung hervor, „ja, denke Dir, lieber Oskar, das

war ein Anblick — hahaha — ein Anblick zum Wahnsinnigwerden, — Emilie in den Armen eines Andern — jenes Herrn Lootsen — mein treuer Freund — der elende Kuppler! — ihr Gesellschafter. — Emilie schien recht heiter, sie sprach viel und lebhaft, kokettirte auf jede erdenkliche Art und erwiederte seine Küsse, als hätte sie mich nie — nie gekannt, — als schwelgte sie im Glück der ersten Liebe. Ich war wie versteinert, und mußte sehr an mich halten, um in meinem Schmerze nicht loszubrechen. — Als ich sie erblickte, waren sie gerade im eifrigsten Gespräche, das heißt, der Herr Rittmeister Baron von Rohdach — denn das glückliche Brautpaar schien der Unterhaltung doch nicht recht zu folgen.

„„Das sage ich euch," hörte ich ihn sagen, „er ist und bleibt ein Schurke, mit dem ich nie mehr Etwas zu thun haben mag."

„Er hat ein gutes Herz," lenkte Emilie ein, und ein Kuß erstickte ihre Stimme.

„„Ich will Nichts davon wissen, Emilie," gab der Rittmeister zur Antwort, während er mit seiner Reitgerte einige Buchstaben auf die Erde schrieb; „ich kenne ihn besser. So nahe er wir auch in verwandtschaftlicher Beziehung stehen sollte, ich verachte ihn nun, seit ich sein ganzes seitheriges Benehmen durch Dich erfahren habe. Fürchte ihn nicht, wenn er auch

manche Waffe gegen Dich besitzt, er wird sie niemals mit gewünschtem Erfolge gegen Dich anwenden können. Das sei versichert. Dein Gatte und ich wollen ihn schon niederdrücken. Sämmtliche Briefe sind nun aus Deinen Händen — doch das hat auch sein Gutes; Du stehst um so freier da. Ich kenne ihn nun — diesen elenden, verabscheuungswürdigen Charakter! — Und Deinen Vater, der so große Stücke auf ihn hält, dem will ich bei nächster Gelegenheit klaren Wein einschenken."

„„Er wird mich ewig verfolgen; ja, ja, ich kenne ihn — er kann entsetzlich hassen," lispelte Emilie dazwischen.

„„Wir fürchten ihn nicht!" donnerte der Rittmeister laut auf. „Er soll nur kommen, wir sind immmerwährend gerüstet. Hier ist mein Säbel, die Pistolen sind in meinem Reisekoffer!"

„Du kannst Dir denken, lieber Oskar, wie sehr mich diese Unterhaltung aufregte. Nun lag das ganze Intriguennetz klar und deutlich vor mir, bis in die feinsten Fäden. Ich wußte genug — und wollte mich eben entfernen, als ein neues Gespräch, von Herrn Lootsen angeknüpft, meine schlimme Meinung von Emilien um Etwas milderte.

„„Du bist manchmal so ernst, mein Schatz," sagte er, ihren Mund mit heißen Küssen bedeckend, „so traurig, so betrübt!"

„„O nein, ich bin recht glücklich,“ entgegnete sie tief erröthend, indem sie ihre Augen niederschlug und eine Thräne abwischte. „Ich bin in Wahrheit wohl manchmal ernst, doch bin ich recht — ja recht sehr glücklich, lieber Franz!“

„Es entstand wieder eine Pause; dann fuhr er zärtlich fort: „O, liebe Emilie, Du mußt Dir abgewöhnen, so ernst und trübselig hinzuschauen. Du mußt Dir dies abgewöhnen. Nicht war, mir zu lieb wirst Du immer recht heiter, recht fröhlich und lustig sein.“

„Emilie zögerte mit der Antwort, ich konnte nicht mehr an mich halten und rief mit lauter kräftiger Stimme: „Ich glaube nie!“ worauf ich von der Mauer sprang und wie von tausend Hunden gehetzt der Stadt zustürzte. Meine Worte müssen keinen geringen Schrecken verursacht haben, Emilie hatte einen gellenden Schrei ausgestoßen, der Rittmeister rief entrüstet meinen Namen. Sie haben mich nie wieder gesehen. Ja doch, der Baron von Rohdach machte mir Tags darauf einen Besuch. Er schien anfangs gelassen und seinen Groll zu unterdrücken. Er stellte mich wegen meinem Benehmen vom vorhergehenden Abend zur Rede; Emilie verfiel nämlich, auf den Schrecken hin, in ein heftiges Fieber. Ich war gereizt, aufgeregt und in der unleidlichsten Stimmung von der Welt, und eingedenk seiner Lobrede, die ich

unerwarteter Weise mit angehört hatte, auch zu gar keiner Erklärung geneigt. Im Gegentheil, es kam zu einem Wortwechsel, wir wurden bitter — und das Ende war ein Duell im Rohdacher-Wäldchen, bei welcher Gelegenheit er einen tüchtigen Gedenkzettel davontrug. Noch an demselben Tage reiste ich ab, unsere Wege gingen weit, weit auseinander. — Vierundzwanzig Jahre hatte ich ihn nicht gesehen, — da trafen wir uns vor sechs Jahren, bald nach meiner Zurückkunft in's Vaterland, in Baden-Baden wieder. Seit der Zeit folgt er mir überall hin, das heißt, wenn ihm mein Aufenthalt kein Geheimniß bleibt. — Das ist die traurige Geschichte, lieber Oskar, die mich für's ganze Leben unglücklich gemacht, die mir die Geliebte, die mir den Freund entrissen hat. Doch ich habe wieder Jemand gefunden, der meine ganze Liebe besitzt, — und das bist Du. Ich sehe wie von neuem Leben beseelt einer besseren, schöneren Zukunft entgegen. — Meine Tage sind zwar gezählt, die Zeit meines Erdenwallens ist mir nur noch sehr kurz zugemessen, aber die wenigen Tage werden mir noch einen heiteren Abend meines Lebens bringen. Ich fühle das, — gewiß, gewiß — ich werde meinen Trübsinn auch noch einmal verlieren. Dort, dort in der Ferne, am Ohio — dort will ich bei der Schwester Grab

mein verfehltes Leben enden. — Als ich damals Deutschland verließ, um den Prinzen nach Italien, Egypten und Griechenland zu begleiten, erschien in einem Blatte, welches auf dem „Kleegut" gelesen wurde, folgender

Abschied an Emilie.

Nun fühl' ich erst, wie ich dich liebte,
Da du mir jetzt verloren bist,
Da sich der heit're Himmel trübte
Und dein Gefühl ein and'res ist!

O, daß so schnell das Glück zerronnen,
Das ich mit dir hab' aufgebaut;
Ich hatte neuen Muth gewonnen,
Da du so freundlich mir vertraut.

Ich sah das Glück nicht mehr so ferne,
Die Hoffnung lachte mir so klar;
Es winkten mir der Liebe Sterne
Aus deinem treuen Augenpaar.

Ein höh'rer Wille hat entschieden,
Ich sehe dich für ewig zieh'n,
O wisse du — du nimmst den Frieden
Des Freundes auch für ewig hin.

Dein Lieben sei ein süß' Erwachen,
Dein Glück wie Morgensonnenschein,
Dein Leben nur ein selig Lachen,
Des ew'gen Lebens Wiederschein.

O mög' der Himmel dir erfüllen,
Die Wünsche, die dein Herze hegt,
Mög' er die Sehnsucht alle stillen,
Die mächtig dir das Herz bewegt.

Und hör' ich einst aus fernen Landen,
Daß dir zu Theil ein schönes Loos,
Daß dich des Glückes Boten fanden, —
O dann ist meine Freude groß.

Das sei mein Abschied — nun für immer,
Es eilt so schnell dies Leben hin,
Es lacht der Liebe Hoffnungsschimmer,
Um schnell auch wieder zu verblüh'n.

Ja, lebe wohl, in deinem Herzen
Erhalte die Erinn'rung wach.
Und denke mein, bei Lust und Schmerzen,
Wo ich auch immer weilen mag.

Er hatte geendet und reichte mir das Gedicht schweigend dar. Ich nahm es zu mir, indem ich ihm freundlich dankend die Hand drückte.

„Urtheile nicht falsch über mich, lieber Oskar,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Es wäre schlimm für die Welt, würden alle Menschen so sonderbare Eigenheiten haben, wie ich sie nun einmal habe; aber es muß auch solche Menschen geben, und man ehre das. — — Uebrigens ist die Zeit schon sehr vorgerückt, wir müssen aufbrechen — lass' uns gehen.“

Wir gingen.

Ende des ersten Bandes erster Abtheilung.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stein, Oswald

Nach dreissig Jahren! Aus den Papieren eines jungen Amerikaners. Ein Familien-Roman von Oswald Stein

Bd.: 1,1

Leipzig 1859

P.o.germ. 1814 f-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124753-2